Aus der homöopathischen Universitäts-Poliklinik Berlin

Beiträge zur Geschichte der naturwissenschaftlich-kritischen Richtung in der Homöopathie

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Medizinischen Doktorwürde
an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin

vorgelegt von

Volckmar Bartels
aus Magdeburg

Tag der Promotion: 11. September 1933

Gedruckt bei Dr. Willmar Schwabe · Leipzig O 29
1933

554

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Gedruckt mit Genehmigung
der Medizinischen Fakultät der Universität Berlin

Dekan: Prof. Dr. Gocht

Referent: Geheimrat Prof. Dr. August Bier

Inhaltsverzeichnis

Seite

I. Einleitung 5
II. Hahnemanns Stellung zur Wissenschaft 6
III. Hahnemann und Hufeland 9
IV. Von Moritz Müller bis zu den „Achtzehn Thesen“ . 13
V. Die wissenschaftliche Homöopathie in Süddeutschland 17
VI. Die wissenschaftliche Homöopathie im Auslande seit der Mitte des 19. Jahrhunderts 21
VII. Theodor von Bakody 27
VIII. Aufschwung der Homöopathie in Deutschland. Das Lebenswerk Waplers 30
IX. Schluß 38
Anlage 1. Achtzehn Thesen für Freunde und Feinde der Homöopathie 39
Anlage 2. Quellennachweise 41
Anlage 3. Namenregister 46
Lebenslauf 47

I. Einleitung

Wie bei jeder, von einem einzigen „Meister" gegründeten neuen Bewegung der menschlichen Geistesgeschichte trat auch bei der von Samuel Hahnemann ins Leben gerufenen medizinischen Richtung, die sich auf das Ähnlichkeitsprinzip in der Findung und Anwendung der Arzneimittel stützte und sich im Gegensatz zur Allopathie die Homöopathie nannte, schon sehr früh eine verschiedenartige Einstellung der Anhänger der neuen Lehre zutage. Während die einen, die wir den Jüngertyp nennen können, sich selbst als „echte Hahnemannianer" bezeichneten und bedingungslos dem Gründer auf allen seinen Wegen und, wie viele meinen, Abwegen folgten, verhielten sich die anderen der neuen Lehre gegenüber mehr oder weniger kritisch, versuchten eine Eingliederung in das System der Gesamtmedizin herbeizuführen und legten ihren Erfahrungen streng naturwissenschaftliche Maßstäbe an. Diese nannten sich „freie" Homöopathen und bezeichneten ihre Richtung als naturwissenschaftlich-kritische. Mit ihnen soll sich diese Arbeit beschäftigen.

Die Opposition oder, besser gesagt, Fronde dieser Richtung, die schließlich sogar zum offenen Bruch führte, richtete sich, wie betont werden muß, niemals gegen den eigentlichen Kern der Lehre, sondern nur gegen die dogmatische Einseitigkeit des alternden Hahnemann, der ziemlich unvermittelt verlangte, daß ein Homöopath ausschließlich nach dem Ähnlichkeitsgesetz und nur mit wissenschaftlich nicht mehr begreifbaren Verdünnungen behandeln dürfe. Immer wurde auch von ihr die vielseitige und wissenschaftliche Leistung des Reformators der zeitgenössischen Medizin anerkannt, die im folgenden Kapitel kurz aufgezeigt werden wird.

Ein Überblick über die Geschichte der naturwissenschaftlich-kritischen Richtung innerhalb der Homöopathie dürfte aus mehreren Gründen angebracht und erwünscht sein. Der Aufsatz „Wie sollen wir uns zur Homöopathie stellen?"[1], den der Leiter der Berliner chirurgischen Universitätsklinik, August Bier, im Jahre 1925 in der Münchener Medizinischen Wochenschrift veröffentlichte, hat den Meinungsstreit über den Wert der Homöopathie für die Gesamtmedizin neu angefacht. Eine Reihe von Arbeiten so-

wohl der Bierschen als auch anderer Kliniken hat sich inzwischen mit der wissenschaftlichen Nachprüfung der Ähnlichkeitslehre beschäftigt. Hinzu kommt, daß im Sommer 1932 das Organ der naturwissenschaftlich-kritischen Richtung, die in Leipzig erscheinende „Allgemeine Homöopathische Zeitung“[2] ihr hundertjähriges Jubiläum feierte, nachdem am 10. August 1929 der „Deutsche Zentralverein homöopathischer Ärzte“ ebenfalls auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblicken konnte.

Die besonders in den letzten Jahrgängen der genannten Zeitschrift, aber auch sonst verstreuten Mitteilungen über homöopathische Ärzte, die zur naturwissenschaftlich-kritischen Richtung zählen, sind hier nach Möglichkeit gesammelt und geordnet worden.

II. Hahnemanns Stellung zur Wissenschaft

In der schon erwähnten Schrift[1] sagt Bier über den Gründer der Homöopathie:

„Hahnemann war aber ein sehr bedeutender und merkwürdigerweise trotz seines einseitigen homöopathischen Standpunktes recht vielseitiger Arzt. Er war ein seine Zeit weit überragender Diätetiker und Hygieniker. Er gab in dieser Beziehung ausgezeichnete, heute noch mustergültige Vorschriften, so über Vorbeugungsmaßregeln und Desinfektion bei Infektionskrankheiten, über Wohnung, Lüftung, Krankenpflege, Kindererziehung, Wochen- und Säuglingspflege (er predigte das Selbststillen der Mütter), Hygiene der Städte und der Gefängnisse. Er gehörte mit Pinel und Reil zu den Reformatoren der Irrenheilkunde und gründete eine kleine Irrenanstalt in Georgenthal.

Er härtete seine Kranken ab, ließ sie barfuß und barhäuptig gehen, brauchte Wasserkuren und nannte diese Dinge wertvolle homöopathische Beihilfsmittel.

Er erkannte . . . die Pockenimpfung an und ließ der Chirurgie ihr Recht zukommen. Er verfaßte genaue Krankengeschichten und legte besonderen Wert auf eine sehr gründliche Vorgeschichte.

Daß er ein vortrefflicher Chemiker war, ist bekannt.

Über alle diese Dinge findet man genaue Auskunft bei Haehl[3]. Ich verweise auch auf Hahnemanns überraschende Ansichten über die Ursache der Cholera. Er führt sie auf kleinste Lebewesen zurück, die von Mensch zu Mensch übertragen werden.“

Ergibt sich aus dieser kurzen Würdigung bereits die geniale Vielseitigkeit Hahnemanns als Arzt und Neuerer, die ihn aus der Reihe seiner Zeitgenossen hervorhebt — sie mag im Rahmen dieser Arbeit genügen —, so bleibt es unsere Aufgabe, die Erwägungen, die ihn zu seiner Lehre „Similia similibus“ führten, als aus wissenschaftlichem Geiste stammend aufzuzeigen. In einem Vortrage auf einem ärztlichen Fortbildungskurs im Kaiser-Friedrich-Haus zu Berlin[3a] hat sich der Dozent der Homöopathie

an der Berliner Universität, Bastanier, bemüht, unter Berücksichtigung des Standes der medizinischen Wissenschaft zur Zeit Hahnemanns diesen Beweis zu führen.

Bastanier nennt schon Hahnemanns erste Forderung der Prüfung der Arzneiwirkungen am gesunden Menschen, wissenschaftlich und aus echtem Forschergeist geboren. Die in der damaligen Zeit gebräuchliche Polypragmasie in der Arzneianwendung und die meist nicht einmal empirisch bewährten, aus bloßen Spekulationen stammenden Arzneiindikationen ließen Hahnemann nach einer brauchbaren allgemeinen Regel suchen, da sein Gewissen sich mit dem damals verbreiteten Schlendrian nicht zufrieden gab. Bevor er diese Regel fand und gründlich nachprüfte, enthielt er sich jahrelang jeder ärztlichen Praxis und arbeitete rein wissenschaftlich und literarisch, wovon die lange Reihe seiner Veröffentlichungen zeugt.

Erst die Krankheit seiner Kinder zwang Hahnemann, in seinem praktischen Verhalten aus dieser Reserve herauszugehen. Hierbei entstand auch seine zweite Forderung, am Krankenbett nur eine Arznei zu gleicher Zeit anzuwenden und ihr Zeit zur Nachwirkung zu geben. Die langen und komplizierten Rezepte seiner Zeitgenossen lehnte er als unkontrollierbar ab. Auch hierin bewies er einen kritischen und wissenschaftlichen Geist. Zum dritten ist sein Verzicht auf spekulative Theorien über das Wesen der Krankheit, wie sie damals im Schwange waren, und seine Beschränkung auf schlichte Beobachtung am Krankenbett als eine geistige Leistung der Selbstbescheidung zu nennen, die ihn in die Reihe der großen Ärzte von Hippokrates über Paracelsus bis John Hunter u. a. stellt.

Die Bewertung der Erstverschlimmerung bei der Heilreaktion ergab sich aus dieser unvoreingenommenen, genauen Beobachtung, die im Goethischen Sinne die Deutung aus den Erscheinungen der Natur ablas. Um diese Erstverschlimmerung möglichst zu mindern oder gar zu vermeiden, verkleinerte Hahnemann die Dosis der Arzneien, und erfand dazu die durch ihre Einfachheit ausgezeichnete Technik der Verreibung mit Milchzucker resp. der Verdünnung mit Spiritus in der Größenordnung des Centesimalsystems. Durch diese Methode schloß er schwerlösliche Stoffe, wie Kalk, Kieselerde, Schwefel, Kohle u. a. m. auf und machte sie arzneilich wirksam.

Ein Zeichen geschulten, wissenschaftlichen Denkens ist auch der Wert, den er einer gründlichen und umfassenden Anamnese beimaß. Er lehrte die Berücksichtigung aller früheren Krankheiten, aller äußeren Umstände, auch der sozialen und Wohnverhältnisse, der Erbkonstitution und, was besonders auffällt, des psychischen Zustandes des Kranken. Diese psychischen Ursachen und Erscheinungen suchte er sowohl bei den Arzneiprüfungen als auch bei der Beurteilung der körperlichen und seelischen Beschwerden in Rechnung zu setzen.

So kam er auf mancherlei Umwegen zur Wiederentdeckung des Ähnlichkeitsprinzips, das schon Hippokrates und Paracelsus gelehrt hatten, und zu seiner Einführung in die Therapie. Bei seinem Experiment der Arzneiprüfung am gesunden Menschen bemerkte er die große Ähnlichkeit vieler Arzneikrankheiten mit jenen Krankheiten oder krankhaften Zuständen, die dieselben Arzneien erfahrungsgemäß heilten oder günstig beeinflußten. In vieljähriger Arbeit fand er diesen Grundsatz immer wieder bestätigt, teils durch Prüfungen am Gesunden, teils durch Erfolge am Krankenbett, teils durch Belege aus der Literatur. Dabei ist sein bekannter Chininversuch nur der erste Schritt auf langem Wege gewesen.

Aus Hahnemanns Lebensgang sei kurz nachgeholt, daß er am 10. April 1755 in Meißen geboren wurde, die Fürstenschule dort besuchte und zu Ostern 1775 die Universität Leipzig zum Studium der Medizin bezog. Darauf lebte er in Wien und Siebenbürgen, promovierte am 10. August 1779 in Erlangen zum Doktor, zog dann viele Jahre kreuz und quer durch Mitteldeutschland und konnte sich endlich auf Fürsprache des Rates der Stadt auf der Universität Leipzig am 26. Juli 1812 habilitieren. Seine Habilitationsrede lautete: „Dissertatio historico-medica de Helleborismo veterum“[4].

Im Jahre 1796 ließ er in Hufelands Journal seine grundlegende Arbeit „Versuch über ein neues Prinzip zur Auffindung der Heilkräfte der Arzneisubstanzen, nebst einigen Blicken auf die bisherigen“[5], die entscheidende erste Verkündigung seiner Lehre „Similia similibus curentur“ erscheinen. 1805 folgte nach vielerlei Aufsätzen das Werk „Heilkunde der Erfahrung“[6] und 1810 das berühmte „Organon der Heilkunst“[7], der sog. Katechismus der Homöopathie. 1806 veröffentlichte er „Fragmente de viribus medicamentorum positivis sive in sano corpore humano observatis“[8] als Vorläufer seiner „Reinen Arzneimittellehre“[9]. Diese Arzneimittellehre baute er auf der Arzneiprüfung am Gesunden auf, und Hahnemann hat die zehn Jahre seiner Lehrtätigkeit in Leipzig dazu benutzt, um mit seinen Freunden und Schülern, von denen besonders Stapf (1788 bis 1860), Groß (1794—1847), Hornburg (1793—1834), Hartmann (1796—1853), Franz (1795—1835), W. E. Wislicenus (1797—1864) und Rückert (1795—1885) auch als spätere Vorkämpfer der neuen Lehre zu nennen sind[9a], zahlreiche Prüfungen durchzuführen und protokollarisch die Ergebnisse festzulegen, die dann in sechs umfangreichen Bänden veröffentlicht wurden.

Als die Gegnerschaft der übrigen Ärzte und der Apotheker in Leipzig zu stark wurde, folgte Hahnemann einem Rufe des Herzogs Ferdinand von Anhalt-Köthen als Hofrat und Leibarzt nach Köthen. Dort erst entwickelte sich seine Lehre zu dem Dogma von der Ausschließlichkeit der homöopathischen Behandlung, und auch dort wurde die Übersteigerung

der Arzneiverdünnung bis ins Infinitesimale der sechzigsten und höheren Potenzen, die ihn von seinen wissenschaftlich denkenden Anhängern trennte, geboren. So kam es am 3. November 1832 zu dem offenen Brief „Ein Wort an die Leipziger Halb-Homöopathen“[10], jenem Verdammungsurteil, das in der Geschichte der naturwissenschaftlich-kritischen Richtung der Homöopathie eine so entscheidende Rolle spielen sollte, wie hier später berichtet wird, und einige Zeit darauf, am 19. Februar 1833, in Verfolg der entstandenen Meinungsverschiedenheiten, zu der Antwort „An meine ächten Schüler“[11]. Erst die überraschende Abreise Hahnemanns nach Paris am 14. Juni 1835 beruhigte die gespannte Lage, wenn auch die offene Spaltung in „reine“ und „freie“ Homöopathen seit jener Zeit übrigblieb.

Hahnemann starb in Paris am 2. Juli 1843, nachdem er dort als geachteter und erfolgreicher Arzt bis kurz vor seinem Ableben praktiziert hatte.

Wenn man auf die tragische Hybris im Leben Hahnemanns zurückschaut, so erklärt sie sich einmal aus der notwendigen Absetzung von den medizinischen Auffassungen und Methoden seiner Zeit und der daraus resultierenden Gegnerschaft der Ärzte, die um der Sache willen keinen Kompromiß zuließ, zum anderen aus der eigenwilligen und herrschsüchtigen Genialität Hahnemanns, der, wie alle Reformer, an die ausschließliche Heilwirkung seiner Entdeckung glauben mußte, um sie in ihrer Gegensätzlichkeit zum Bisherigen durchzusetzen. Daß dabei auch unter seinen Anhängern eine Spaltung eintreten mußte, ergibt das Gesetz des Jüngertums in allen geschichtlichen Parallelen. Nur wer unbedingt gläubig war, konnte die Wirkung des Meisters erreichen, die kritischen Köpfe, die die einzigen waren, die die Lehre eingliedern, verteidigen und ausbauen konnten, mußten den Zorn des Reformators auf sich ziehen. Dabei machte erst ihre Auseinandersetzung mit dem Zweifel die Lehre rational lehrbar, wodurch sie geschichtlich gerechtfertigt sind.

III. Hahnemann und Hufeland

Es ist ein Verdienst des langjährigen Leiters der homöopathischen Poliklinik Leipzig, Hans Wapler, dessen Schriften hier später noch ausführlich besprochen werden, in seiner Arbeit „Hufelands Schriften über die Homöopathie“[12] auf die vielfachen und nahen Beziehungen, in denen Hufeland zu Hahnemann während eines ganzen Menschenalters gestanden hat, erneut hingewiesen und die beiden Schriften Hufelands über die Homöopathie neu veröffentlicht zu haben.

C. W. Hufeland, Königlich Preuß. Staatsrat, erster Leibarzt des Königs, Professor der Medizin an der Universität Berlin, die er mitbegründen

half, Mitglied der Akademie der Wissenschaften usw. und mit E. Osann Herausgeber des „Journal der praktischen Arzneykunde und Wundarzneykunst", des berühmten Hufelandschen Journals, der zu seinen Patienten die Königin Luise von Preußen, Goethe und Schiller zählte, öffnete nicht nur Hahnemann selbst, von der ersten Bekanntgabe seiner Lehre an, wiederholt die Spalten seiner hochangesehenen Zeitschrift, sondern ließ auch andere homöopathische Ärzte darin mit Krankengeschichten zur Darlegung der praktischen Ausübung der neuen Lehre zu Worte kommen. Die Titel der betreffenden Abhandlungen, die in der Zeit von 1796 bis 1826, also in einem Zeitraum von 30 Jahren in den verschiedenen Bänden des Hufelandschen Journals veröffentlicht wurden, lauten:

1. „Versuch über ein neues Prinzip zur Auffindung der Heilkräfte der Arzneysubstanzen, nebst einigen Blicken auf die bisherigen" von Dr. S. Hahnemann[13].

2. „Eine plötzlich geheilte Kolikodynie" von Dr. S. Hahnemann[14].

3. „Sind die Hindernisse der Gewißheit und Einfachheit der praktischen Arzneykunde unübersteiglich?" von Dr. S. Hahnemann[15].

4. „Gegenmittel einiger heroischen Gewächssubstanzen" von Dr. S. Hahnemann[16].

5. „Einige Arten anhaltender und nachlassender Fieber" von Dr. S. Hahnemann[17].

6. „Einige periodische Krankheiten und Septimanen" von Dr. S. Hahnemann[18].

7. „Monita über die drei gangbaren Kurarten" vom Herausgeber des Arzneyschatzes (Hahnemann)[19].

8. „Fragmentarische Bemerkungen zu ‚Browns Elements of medicine'" (Hahnemann)[20].

9. „Über die Kraft kleiner Gaben der Arzney überhaupt, und der Belladonna insbesondere" von Dr. S. Hahnemann[21].

10. „Heilkunde der Erfahrung" von Dr. S. Hahnemann[22].

11. „Fingerzeige auf den homöopathischen Gebrauch der Arzneymittel in der bisherigen Praxis" von Dr. S. Hahnemann[23].

12. „Krankheitsbehandlungen nach den Grundsätzen der Homöopathie" von Dr. Messerschmidt, Stadt- und Dom-Physikus zu Naumburg a. d. Saale[24].

13. „Bemerkungen über das Hahnemannsche System und einige damit angestellte Versuche" von Dr. Fr. Rummel zu Merseburg[25].

Die zuletzt aufgeführte Arbeit von Rummel (Nr. 13) versieht Hufeland als Herausgeber mit einer Anmerkung (s. dort S. 74), die seine Stellung zur Homöopathie charakterisiert. Sie lautet:

„Es freut mich sehr, daß der verdienstvolle Herr Verfasser, in der von ihm aufgestellten Grundidee, ganz mit mir übereinstimmt, daß nämlich die homöopathische Methode nichts anderes ist als eine Ergänzung und Vervollkommnung unserer bisherigen spezifischen Methode gegen die Krankheit selbst. Dies ist ihr

Verdienst, das ihr niemand rauben wird, aber auch zugleich ihr Standpunkt für die Praxis, über den hinauszugehen sie sich nicht anmaßen darf. Denn die Bedingungen selbst zu entfernen, wodurch eben die nächste Ursache, d. h. die Krankheit ihr Daseyn und ihre Nahrung erhält, das vermag sie nicht, und das wird immer und ewig das erste und wichtigste Augenmerk des Arztes bleiben, wenn er Anspruch auf den Namen eines gründlichen (radicalen) Arztes machen will."

Hufeland betrachtete also die Lehre Hahnemanns als „Ergänzung" und „Vervollkommnung" der bisherigen Methode. Den Anspruch auf Alleingültigkeit, den Hahnemann bereits in jener Zeit erhob, lehnte er ab.

Im Jahre 1826 schreibt Hufeland in einem Privatbrief an Rummel: „Mir aber ist jeder neue Weg der kranken Natur beizukommen, willkommen, und ich glaube frei genug von vorgefaßten Meinungen zu sein, um ihn gehörig würdigen zu können"[26]. Im gleichen Jahre erschien sein Aufsatz: „Die Homöopathie", Vorerinnerung von Hufeland[27], mit der er die Aufnahme der oben unter Nr. 12 und 13 aufgeführten Veröffentlichungen der homöopathischen Ärzte Messerschmidt und Rummel in sein Journal begründet. In diesem Aufsatz schreibt er u. a.:

„Der Gegenstand wird um so wichtiger, wenn der Urheber ein Mann ist, dem wir unsere Achtung nicht versagen können. Und daß dies bei Herrn Hahnemann der Fall ist, wird wohl niemand leugnen können, am wenigsten der, der ihn nicht von gestern her kennt, wie dies der Fall bei dem Verfasser dieses Aufsatzes ist, der ihm schon länger als 30 Jahre durch freundschaftliche und literarische Verhältnisse verbunden, ihn jederzeit als einen unserer ausgezeichnetsten, geistvollsten und originellsten Ärzte geschätzt hat. Ist es doch nöthig, daran zu erinnern, daß ihm die Medizin zuerst die Entdeckung der Weinprobe und des Mercurius solubilis (nach meiner Meinung immer noch das wirksamste Mercurialpräparat), des Präservativs gegen das Scharlach, wie so vieles andere verdankt, und daß er in vielen seiner früheren Schriften Beweis genug eines großen philosophischen Scharfsinns und einer seltenen Forschungsgabe gegeben hat."

Nach diesem anerkennenden Urteil über die Person Hahnemanns setzt sich Hufeland dann mit dessen Lehre auseinander, wobei er die Vorteile und Nachteile des neuen Verfahrens aus den Anschauungen seiner Zeit heraus nebeneinander stellt und gegeneinander abwägt.

Vier Jahre später, nämlich 1830, kommt Hufeland in seinem Journal noch einmal ausführlich auf die Lehre Hahnemanns zurück. Der Aufsatz erschien unter derselben Überschrift wie der von 1826: „Die Homöopathie"[28]. In jenen vier Jahren war der Kampf zwischen „Allopathen" und „Homöopathen" bereits heftig entbrannt, so daß sich Hufeland in den ersten Sätzen der Arbeit gegen die Unterstellung wehren muß, er sei „Anhänger und Verteidiger der Homöopathie überhaupt". Immer wieder sieht er seine Aufgabe in unparteiischer Darstellung, faktischer Prüfung:

„Vermittelnd zwischen die streitenden Parteien einzutreten, ruhig und unpartheiisch zu prüfen, das Wahre und das Gute herauszuheben und das Falsche, Unbrauchbare abzusondern, den Ton der Mäßigung, der Billigkeit, und des Anstandes einzuführen, — das war mein Wunsch und mein Zweck.“

In dieser Schrift finden sich außerdem jene berühmt gewordenen Worte über die Freiheit der Wissenschaft. Sie lauten:

„Freiheit des Denkens, Freiheit der Wissenschaft, — das ist unser höchstes Palladium, und muß es bleiben, wenn wir weiter kommen sollen. Keine Art von Despotie, keine Alleinherrschaft, kein Druck des Glaubenszwanges. Selbst die Regierung darf in wissenschaftliche Gegenstände nicht eingreifen, weder hemmend, noch eine Meinung ausschließlich begünstigend; denn beides hat, wie die Erfahrung lehrt, der Wahrheit Schaden getan. Nur Prüfung durch Erfahrung, Rede und Gegenrede, fortgesetzte freimüthige Untersuchung und die Zeit, können und werden sicher am Ende das Wahre von dem Falschen, das Brauchbare von dem Unbrauchbaren, sondern.“

und weiter:

„Die Wissenschaft ist frei, und kein Staat hat das Recht, in das Reich des Wissens und des Geistes einzugreifen. Die Homöopathie als Wissenschaft, und selbst als Lehre, darf also keine Beschränkung erleiden.“

Hufeland spricht ferner von neuem von der „Achtung, die ich von Alters her gegen den Erfinder hegte, und die ich seinen frühern Schriften, seinen wesentlichen Verdiensten um die Heilkunde, schuldig war“, und nennt gleich anschließend „die Namen mehrerer achtbarer und keinesweges von Vorurtheilen befangener Männer, die das faktisch Wahre in der Sache anerkannten“: den Präsidenten von Wolf* in Warschau, den Medizinal-Rath Rau in Gießen (s. u.), den Medizinal-Rath Widnmann in München (s. u.).

Drei Jahre später, nach einer im ganzen 37jährigen Beschäftigung mit der homöopathischen Frage, kommt Hufeland 1833, als er seine ganze Lebensarbeit noch einmal überschaut, in seiner „Physiatrik“[29] zu folgender Formulierung:

„Selbst Hahnemanns Homöopathie hat, trotz aller scheinbaren Nichtachtung der Naturheilkraft, in der That zur Unterstützung der Physiatrik beigetragen, denn beruht nicht ihr ganzes Prinzip und Wirken auf Anregung der Lebenskraft zur Umänderung des abnormen Zustandes in den normalen durch Anwendung specifischer, d. h. solcher Mittel, welche eine eigenthümliche Beziehung zu dem kranken Organ oder kranken Lebenszustand haben? Ist sie nicht oft auch nur eine, durch die Zeit und strenge Diät bewirkte, Naturheilung? — In der That, hierin besteht eben das wesentliche Verdienst der Homöopathie, die Lebenskraft gerade in dem leidenden Organ zur Thätigkeit und Hülfe aufzurufen, und die Mittel aufzusuchen und anzuwenden, welche diesem Organe und diesem Krankheitszustande am nächsten verwandt sind.“

---

* Nähere Lebensdaten konnte ich nicht feststellen.

Wapler, der diese drei Aufsätze Hufelands vom homöopathischen Standpunkt aus kommentiert[30], meint, daß Hufeland erst in seiner „Physiatrik" ganz in das Wesen der Homöopathie eingedrungen sei. Sicher ist, daß Hufelands Bemühungen um eine ehrliche Vermittlung zwischen den streitenden Parteien, wenn auch nicht zu einer allgemeinen Anerkennung der neuen Lehre, so doch zu den Bemühungen um eine wissenschaftliche Einordnung und Formulierung, wie sie in den, im nächsten Absatz zu besprechenden „Achtzehn Thesen" von Paul Wolf versucht wurde, geführt haben.

IV. Von Moritz Müller bis zu den „Achtzehn Thesen"

Es war gegen Ende des Jahres 1820, als Hahnemann, der trotz seiner Schüler den vielen gegen ihn gerichteten Angriffen immer noch allein gegenüberstand, beschloß, Leipzig, die Stadt, die er zehn Jahre vorher mit den größten Hoffnungen betreten hatte, zu verlassen. Der Tod des Fürsten Schwarzenberg, der nach Leipzig in Hahnemanns Behandlung gekommen war, gab seinen Gegnern Handhaben genug, ihm das Leben an seiner Lehrstätte unmöglich zu machen, und ließ es zu dem Versuche kommen, seiner Lehre den tödlichen Streich zu versetzen. In einer „Ärztlichen Nachricht", die am 23. Januar 1821 im Leipziger Tageblatt erschien, nahm Hahnemann Abschied vom Leipziger Publikum und wandte sich gegen die Ärzte, die sein Mittel gegen das damals herumgehende Ausschlagfieber, das kein Scharlachfieber, sondern „rothes Friesel (Purpurfriesel, rother Hund)" sei, aus Unkenntnis nicht gebrauchten. Da kam ihm unerwartete Hilfe. Im gleichen „Leipziger Tageblatt" erschien am 24. Januar 1821, also einen Tag später, folgende kurze Mitteilung:

„Alles prüfen, das Gute behalten."

Meine in den letzten 3 Monaten gemachten Erfahrungen bestätigen die Heilsamkeit des Aconits gegen das hier häufiger vorkommende Scharlachfriesel und ich empfehle allen meinen Mitärzten dieses zuerst von Herrn Dr. Hahnemann empfohlene Mittel, in der Gabe eines $^1/_{24}$—$^1/_{26}$ Tropfen der hier gewöhnlichen Tinctur, alle zwei Stunden gegeben, mit Beseitigung anderer Arzneien, und arzneilicher, diaetetischer Mittel, besonders der Pflanzensäuren, in dieser Krankheit anzuwenden.

Dr. Moritz Müller[31].

Diesen Moritz Müller kannte Hahnemann nicht, wohl aber kannten ihn die anderen Ärzte, die ihn als einen der gelehrtesten und angesehensten aus ihrem Kreise schätzten. Ein gegen Hahnemann aufgesetztes offenes Schreiben der Leipziger Ärzteschaft kam am gleichen Tage an seine Adresse, damit er es unterschreibe. „Ich sandte es an den Urheber zurück, mit der schriftlichen Bitte, es bis nach einer genaueren Prüfung der Homöopathie

zurückzuhalten, da ich die Erfahrung gemacht habe, daß Wahrheit in der Homöopathie sei, und da ich glauben dürfe, daß sich etwanige Übertreibung und Charlatanerie bei redlicher Prüfung endlich von der Wahrheit werde scheiden lassen." So berichtet Müller später selbst[32]. Dem Vorstoß gegen Hahnemann war damit die Spitze abgebrochen.

Moritz Wilhelm Müller (11. Aug. 1784 bis 24. Nov. 1849) war als Sohn eines Pastors in Klebitz bei Wittenberg geboren. Mit 17 Jahren zog er zum Studium der Medizin auf die Hochschule nach Wittenberg. Dort freundete er sich bald mit Georg August Benjamin Schweikert (25. Sept. 1774 bis 15. Dez. 1845), dem späteren Direktor der Leipziger homöopathischen Heilanstalt, an, der sich in Wittenberg als Privatdozent für Geburtshilfe habilitierte und später als Staats- und Schulphysikus an die Fürstenschule nach Grimma übersiedelte. Dieser machte ihn zuerst mit Hahnemanns Lehren vertraut.

Müller siedelte im 4. Studienjahre nach Leipzig über, bestand dort 1800 mit Auszeichnung sein Magister-Examen, erlangte am 23. Dezember 1809 die philosophische Doktorwürde und promovierte am 19. Januar 1810 mit einer Dissertation „De febre inflammatoria" zum Dr. med. Schon damals war er einer der geachtetsten und gesuchtesten Ärzte Leipzigs. Von Hahnemanns Heilungen hörte er dann und wann. Im Jahre 1819 beschaffte er sich das „Organon" und fing Ende Juli 1820 an, einzelne Kranke nach Hahnemanns Prinzipien zu behandeln, nachdem ihn, wie so manche andere Ärzte — dieses Motiv kehrt bei vielen, die als gereifte Ärzte zur Homöopathie kamen, wieder, wie es auch Hahnemann selbst einst zur Wandlung geführt[33], — schwere Krankheit in der eigenen Familie zur Suche nach neuen Heilmethoden angeregt hatte.

Das öffentliche Eintreten für die neue Lehre von einem gänzlich unabhängigen Arzte, der nicht zu den direkten Schülern Hahnemanns gehörte, ist in zweierlei Weise fruchtbar gewesen. Erstens wurde die Homöopathie der ärztlichen Welt noch einmal zur Nachprüfung vorgelegt, zum anderen löste sich die Lehre von der Person ihres Verkünders und von dessen dogmatischem Starrsinn ab. Besonders diese zweite Seite wurde bald wichtig. Daß Müller seine Aufgabe selber richtig erkannte, bezeugen seine in einem Rückblick 1830 geschriebenen Worte: „Ich hatte von Anfang an keine Rücksicht auf ihn (Hahnemann) zu nehmen: ihm nicht durch persönliche Bekanntschaft verbunden, erhielt ich mich stets unabhängig von seinem literarischen Despotismus; ich erfüllte diese meine Bestimmung. Mir wurde die Aufgabe, die erste Vertheidigung der Homöopathie gegen die Gesammtangriffe der Gegner zu führen"[34].

Hahnemanns Fortzug aus Leipzig war durch das Eintreten Müllers für ihn nicht aufgehalten worden. Die in Leipzig zurück-

bleibenden Schüler und Anhänger Hahnemanns hielten weiter zusammen und nahmen Moritz Müller in ihren Kreis auf. Im Jahre 1822 gründete Johann Ernst Stapf, Naumburg (9. Sept. 1788 bis 11. Juli 1860), der Schüler und Freund Hahnemanns, als erste periodische homöopathische Zeitschrift das „Archiv für homöopathische Heilkunst". Groß, Jüterbog, und Moritz Müller waren stille Mitherausgeber. Den ersten Band des Archivs eröffnete Moritz Müller mit einem „Beitrag zur Beurteilung der homöopathischen Heillehre"[35]. Er bemühte sich um wissenschaftliche Darlegung und Kritik der neuen Lehre, die er „reformierte Heilkunst" nannte. So vertrat er als erster deutlich die naturwissenschaftlich-kritische Richtung, die auch andere Heilgrundsätze nach dem Urteil der Erfahrung gelten ließ. Die beiden anderen Herausgeber, Stapf und Groß, vertraten Hahnemanns rein homöopathische Grundsätze, so daß von Anfang an im „Archiv" beide Richtungen vertreten waren. Diese zweite Richtung bleibe hier außer Betracht.

In jenem Aufsatz schreibt Müller:

„Wenn der Urheber des homöopathischen Systems Grund zu haben glaubt, alle Zweige der allopathischen Methode als unheilbringend zu verwerfen, so darf ich meinen, allerdings viel geringeren Erfahrungen in Ausübung des homöopathischen Heilverfahrens zu Folge, und meinem Grundsatz gemäß, Schritt für Schritt nur das als wahr anzunehmen, wovon ich mich selbst praktisch überzeugt habe, mir nicht erlauben, dieser Neigung für jetzt unbedingt beizutreten, sondern ich muß annehmen, daß nach beiden Methoden Heilzwecke erreicht werden können"[36].

In diesem Wort von den „beiden Methoden" taucht zum ersten Male jener kritische Grundsatz auf, der später zum Zerwürfnis mit Hahnemann führen sollte, und der für sehr lange Zeit, wenn nicht bis heute, die beiden Richtungen trennte. Vorläufig allerdings erhob Hahnemann keinen Einspruch, da er Müllers Beistand gebrauchte. Müller forderte außerdem auf Grund der Tatsache, daß Krankheiten homöopathisch geheilt werden können, das Bürgerrecht für diese Methode in der Medizin, das ihr, wie damals, noch lange Zeit verwehrt bleiben sollte. Wichtig ist auch noch seine Gliederung der Lehre in zwei Sätze, indem er sagt:

„Das homöopathische System gründet sich auf zwei Sätze, von denen der erste unbezweifelbar gewiß ist, und auch dann seinen Wert behalten würde, wenn der zweite sich nicht erfahrungsmäßig in der Allgemeingültigkeit behaupten sollte, die Hahnemann ihm zuschreibt. Aus beiden Sätzen hat sich auf dem Wege der Erfahrung das ganze System erst entwickelt, und muß sich Jedem so, wie es Hahnemann aufstellt, darstellen, wenn er denselben Weg verfolgt und sich die so gewonnenen Erfahrungen vernünftig erklären will.

Der erste Satz ist: man muß zuvor die Arzneistoffe nach ihren Wirkungen auf den gesunden Menschen kennen lernen, ehe man sie zur Heilung des Kranken

benutzen kann, oder mit anderen Worten: man muß erst das Verhältnis des Gesunden zu jedem Arzneikörper wissen, bevor man das Verhältnis des Kranken zu demselben erforschen kann.

Der zweite Satz ist: die Arzneien heilen Krankheitszustände, welche denen, die sie im gesunden Menschen selbst hervorzubringen vermögen, möglichst ähnlich sind; oder mit dem kürzeren Ausdruck Hahnemanns: sie heilen homöopathisch“ [37].

Durch diese innerhalb der Lehre Hahnemanns vorgenommene Trennung des zumindest vorläufig Zweifelhaften vom unumstößlich Wahren war der Boden für eine wissenschaftliche Diskussion gegeben und in den folgenden Jahren hat Müller reichlich mit kritischer Auseinandersetzung mit Gegnern zu tun. Im Jahre 1829 begann er dann seine Vorlesungen über Homöopathie an der Universität Leipzig, der erste, der nach Hahnemann die Lehre öffentlich dozierte.

Gelegentlich der Feier des 50jährigen Doktorjubiläums Hahnemanns am 10. August 1829 in Köthen kam es nun zu einem ersten förmlichen Zusammenschluß aller homöopathischen deutschen Ärzte und zur Gründung des „Vereins zur Beförderung und Ausbildung der homöopathischen Heilkunst“, des späteren Deutschen Zentralvereins homöopathischer Ärzte, dessen Geschichte anläßlich seines 100jährigen Bestehens im Jahre 1929 von Erich Haehl herausgegeben wurde [38]). Auf der ersten konstitutionellen Versammlung am 10. August 1830 wurde Moritz Müller zum ersten Direktor des Vereins gewählt.

Diese Wahl und die ohne Hahnemanns Zutun erfolgte Gründung der „Allgemeinen Homöopathischen Zeitung“ im Jahre 1832 erregten dessen Mißtrauen, und trotz der bevorstehenden Eröffnung des auch von ihm geförderten und gewünschten ersten homöopathischen Krankenhauses in Leipzig kam es am 3. November 1832 zum offenen Bruch, als das „Leipziger Tageblatt“ das Verdammungsurteil Hahnemanns über den Leipziger Kreis: „Ein Wort an die Leipziger Halbhomöopathen“ [10] veröffentlichte. Immerhin diente diese offene Absage zur Klärung, und die Leipziger schlossen sich nur enger zusammen und bewogen Müller zur Übernahme der Leitung des neuen Spitals, das, durch ihn schon vorher entscheidend gefördert, am 22. Januar 1833 eröffnet wurde. In jenem Jahre brachte Müller seine Auffassung in einem Schreiben an den Lausitzer homöopathischen Verein noch einmal kraftvoll zum Ausdruck:

„Gefördert wird die Homöopathie . . . nicht bloß durch ungemessene Ausdehnung der homöopathischen Praxis, sondern auch durch Ermittlung des Zweifelhaften und Unzweifelhaften in der Homöopathie, durch Bestimmung ihrer Grenzen und Ausnahmen von der Regel, durch ihre Begrenzung in dem Raume, wo sie vorzüglicher ist, als jeder andere Heilweg“ [39].

Der Streit mit Hahnemann spitzte sich weiter zu, und nachdem der Aufsatz „An meine ächten Schüler“[11] erschienen war, reichte Müller um des lieben Friedens willen seine Demission als Direktor der Heilanstalt am 10. April 1833 und am 31. Mai 1833 die als Direktor des Zentralvereins ein, obwohl eine Reihe homöopathischer Ärzte, u. a. Rummel, auf seiner Seite standen. Sein Nachfolger als Direktor der Heilanstalt wurde Schweikert. Als Hahnemann im Mai 1835 unerwartet Deutschland verließ, um nach Paris zu gehen, entspannte sich die Lage.

Das Jahr 1836 brachte Müller endlich den Erfolg seiner jahrelangen Bemühungen. Nachdem im Februar zwei süddeutsche Ärzte, Griesselich und Schrön, sich für die Verbindung der bisherigen Medizin mit der Homöopathie ausgesprochen hatten (siehe S. 20), wurden auf der Magdeburger Versammlung des Zentralvereins die „Achtzehn Thesen für Freunde und Feinde der Homöopathie“ (siehe Anlage 1) von dem späteren Hofrat Paul Wolf (1795—1857) aus Dresden unter Mitwirkung des schon erwähnten Friedrich Jacob Rummel (26. Apr. 1793 bis 10. Okt. 1854), nun in Magdeburg, eines Mitgründers und -herausgebers der „Allgemeinen Homöopathischen Zeitung“, der auch ein klärendes Vorwort bei der Veröffentlichung im „Archiv“ schrieb, angenommen[40]. Mit dieser Veröffentlichung war die naturwissenschaftlich-kritische Richtung, an der Müller seit über 15 Jahren gearbeitet hatte, auch öffentlich begründet. Die „Achtzehn Thesen“ enthalten, dem damaligen Stande des Wissens entsprechend, klar das Bekenntnis zu Forschung und Kritik und bilden die Grundlage aller weiteren homöopathischen Arbeiten, die sich um wissenschaftliche Fundierung bemühen.

Im Jahre 1842 wurde Moritz Müller noch einmal Vorsitzender des Zentralvereins in Leipzig. Dann zog er sich weitgehend von aller Mitarbeit zurück und starb am 24. September 1849. Sein Freund Hartmann, der unter ihm am homöopathischen Krankenhaus gearbeitet hatte und später der erste Leiter der Leipziger Poliklinik war, hat ihm ein schönes Denkmal in einem Nachruf[41] und in seinen „Erlebnissen und Erfahrungen in der Homöopathie“[42] gesetzt.

V. Die wissenschaftliche Homöopathie in Süddeutschland

Schon im Jahre 1832 hielt der Privatdozent an der Münchener Universität, Joh. Jos. Roth (7. März 1804 bis 15. Okt. 1859), der Sohn eines Chirurgen aus Augsburg, öffentliche Vorlesungen über Homöopathie, und unter Joh. Nepom. Ringseis (16. Mai 1785 bis 22. Mai 1880) kamen Dissertationen* über die Ähnlichkeitsregel heraus[43]. Später erhielt Josef Buchner aus Landshut (21. März 1813 bis 7. Nov. 1879), der

* Nähere Angaben konnte ich nicht feststellen.

Verfasser einer homöopathischen Pharmakopöe, dort einen Lehrauftrag für Homöopathie. Er wurde am 21. Oktober 1851 zum Ehrenprofessor der Mediz. Fakultät München für Homöopathie ernannt[43a]. Eine nachhaltigere Wirkung ist aber von dieser Stätte nicht ausgegangen. Erwähnt sei noch, daß damals in München Jos. R. Reubel (1779—1852)[43b], seit 1826 Dozent an der Universität, und der von Hufeland genannte Widnmann* überzeugte Anhänger Hahnemanns waren.

Den Hauptaufschwung erhielt die Homöopathie in Süddeutschland, als der spätere Generalstabsarzt des preußischen VIII. Armeekorps, Philipp Wilhelm Ludwig Griesselich (9. März 1804 bis 31. Aug. 1848)[43], der erst 1828 von der neuen Lehre hörte, sich für sie einsetzte.

Griesselich, Sohn eines Arztes aus Sinsheim in Baden, hatte bereits als Zwanzigjähriger 1824 in Heidelberg als Doktor der Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe promoviert und fand im selben Jahre eine Anstellung als Regimentsarzt der Großherzoglich-Badischen Artilleriebrigade in Karlsruhe. Hier widmete er sich anfangs einem alten Lieblingsfache, der Botanik, veröffentlichte eine Reihe Aufsätze im „Magazin der Pharmacie" von Geiger und eine „Statistik der Flora Badens, des Elsasses, Rheinbayerns und des Kanton Schaffhausens"[44], die uns seine großen Fachkenntnisse und sein selbständiges Forschen zeigen. Nach etlichen Versuchen mit der homöopathischen Methode entschloß sich Griesselich im Sommer 1832 mit seinem Kollegen Jamm aus Lahr zu einer Reise zu Hahnemann und seinen bedeutendsten Schülern, die er in seinen „Skizzen eines reisenden Homöopathen"[45] beschrieben hat. U. a. wurde Stapf in Naumburg, der Herausgeber des „Archivs", besucht, dann von dort über Halle fahrend, Hahnemann selber in Köthen, der auf Griesselich den stärksten Eindruck machte. Weiter dann in Berlin lernte Griesselich den Österreicher Attomyr (1807 bis 1856)[45a] kennen, der Ringseis in München mit der Homöopathie bekannt gemacht hatte, von dem oben gesprochen ist. Über Jüterbog, wo Gustav Wilhelm Groß (6. Sept. 1794 bis 18. Sept. 1847), einer der ältesten Schüler Hahnemanns, besucht wurde, ging es nach Leipzig. Dort, am eigentlichen Zentrum der neuen Lehre, traf sich alle 14 Tage ein Kreis homöopathischer Ärzte, so daß Griesselich die wichtigsten Träger der neuen Heilmethode, so Moritz Müller, Hartmann, Schweikert und Rummel persönlich kennenlernte.

Die Reise wurde nach Dresden fortgesetzt, wo außer Paul Wolf, dem späteren Herausgeber der „Achtzehn Thesen", der spätere Medizinalrat C. F. Trinks (8. Okt. 1800 bis 15. Juli 1868) lebte, der im gleichen Jahre (1832) zusammen mit Noak eine homöopathische Arzneimittellehre herausgab. Auch hier fand Griesselich, wie in Leipzig bei Moritz Müller, eine gewisse Opposition zu Hahnemann und eine ihm zusagende kritisch-naturwissenschaftliche Einstellung. Er schreibt darüber: Gerade die wichtige Frage über die Größe der Gaben und ihre frühere Wiederholung hat . . . (meinen) Aufenthalt in Dresden so interessant gemacht und (mich) in der Ansicht bestärkt, daß der Arzt im weitesten ausgedehntesten Sinne des Wortes individualisieren müsse"[46].

* Nähere Lebensdaten konnte ich nicht feststellen.

Die Reise führte weiter nach Prag und Wien, wo die neue Lehre unter scharfer Zensur stand. Erst später fand sich in Wien ein Kreis zusammen, über den an anderer Stelle berichtet wird. Auf der Rückkehr über München wurden Widnmann und Roth aufgesucht; dann ging es zurück nach Karlsruhe, wo Griesselich nun stärkste Aktivität entfaltete.

Mutig nahm er den Kampf um die Simileregel, aber auch den gegen alle mystisch-spekulativen Abwege, die die neue Lehre zu verführen drohten, auf. Hauptsächlich auf seine Veranlassung treten 1832 26 badische Ärzte öffentlich zur Homöopathie über, wird der „Homöopathische Verein für das Großherzogtum Baden" gegründet, dem bald bedeutende Männer der Wissenschaft als ordentliche oder korrespondierende Mitglieder beitraten, so Wilh. Jos. Anton Werber (28. Jan. 1798 bis 18. Febr. 1873), Professor der Medizin und Philosophie in Freiburg, I. W. Arnold (1800—1873), Privatdozent in Heidelberg und später a. o. Professor der Anatomie in Zürich, Friedr. K. Kirchleger (7. Jan. 1804 bis 15. Nov. 1869), praktischer Arzt in Colmar, später Professor der Botanik in Straßburg, Rau aus Gießen (siehe S. 20), Kramer (geb. 17. Febr. 1771)*, Leibarzt in Baden, Joh. Wich** aus Karlsruhe und Friedr. Ludwig Schrön (28. Apr. 1804 bis 4. Febr. 1854), Hof. Im Jahre 1834 wurde als Organ dieses Vereins die „Hygea — Zeitschrift für Heilkunst" gegründet, deren alleinige Herausgabe Griesselich von 1836 ab besorgte.

Inzwischen war 1833 im Badischen Landtag bereits durch eine Rede des Pfarrektors Franz Josef Herr** aus Kuppenheim bei Rastatt „die Errichtung eines akademischen Lehrstuhls für theoretischen und praktischen Unterricht in dem homöopathischen Heilverfahren" gefordert worden, die aber nicht zustande kam.

Die „Hygea" sollte unter Griesselichs Leitung bald das führende Organ einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Lehre vom Homoion werden. Gemeinsam mit Schrön veröffentlichte er hier die 58 Sätze seines „Offenen Bekenntnisses über Heilkunst im Allgemeinen und Homöopathie ins Besondere"[47], die ein Vorläufer zu Wolfs „Achtzehn Thesen" sind. Er fordert besonders die Einbeziehung der Arzneikrankheiten und Vergiftungen in den Bereich pathologisch-anatomischer Forschung, und die Schaffung einer Pathologie der Arzneikrankheiten. In mehreren Schriften wendet er sich gegen die Gegner der Lehre, dann gibt er in Gemeinschaft mit anderen Ärzten ein „Kritisches Repertorium der homöopathischen Journalistik"[48] heraus, das später der „Hygea" angegliedert wurde. In seinem „Handbuch

* Todesdatum konnte ich nicht feststellen.

** Nähere Lebensdaten konnte ich nicht feststellen.

zur Kenntnis der homöopathischen oder specifischen Heilkunst“[49] gibt er eine Art Katechismus der naturwissenschaftlich-kritischen Richtung jener Zeit. Weitere Arbeiten von ihm heißen „Democritus medicus“[50], „Gesundheitslehre“[51] und „Deutsches Pflanzenbuch“ (1847).

Erst 45 Jahre alt, starb Griesselich an den Folgen eines Reitunfalles während des Schleswig-Holsteinischen Krieges am 31. August 1848. Adolf Kußmaul, der den Feldzug als junger Arzt mitmachte, berichtet über seine letzten Stunden[52].

Griesselichs Wirken aber lebte in seinen Freunden fort. Schon auf seiner ersten Reise hatte er reichlich Beziehungen geknüpft, die sich auf einer zweiten im Jahre 1847 festigten. Dann hatte die gemeinsame Arbeit an der „Hygea“ zu einer lebendigen Gesinnungsgemeinschaft geführt. Aus dem Kreis um Griesselich sind folgende Männer noch besonders zu nennen: zuerst Schrön in Hof, der schon 1834 seine „Hauptsätze der homöopathischen Lehre“[53] und später ein Werk „Die Naturheilprozesse und ihre Heilmethoden“ veröffentlichte, der dann an den „58 Sätzen“ mitarbeitete und der schließlich 1847 Leiter eines Arbeiterspitals wurde, wobei er seine Erfahrungen fruchtbar erprobte; dann Gottlieb Martin Wilhelm Ludwig Rau in Gießen (3. Okt. 1779 bis 22. Sept. 1840), der 1836 ein „Sendschreiben an alle Verehrer der rationellen Heilkunst nebst Thesen über Homöopathik“[54] zur Magdeburger Tagung, auf der Wolfs „Achtzehn Thesen“ angenommen wurden, sandte, und der 1838 sein „Organon der spezifischen Heilkunst“, ebenfalls ein Bekenntnis zur naturwissenschaftlich-kritischen Richtung, herausgab; dann Wilhelm Reil in Halle (8. Apr. 1820 bis 14. Jan. 1880)[55], der sich um die Arzneiwirkungslehre, besonders hinsichtlich der Organbeziehungen verdient gemacht hat und auf diesem Gebiete als Vorläufer von Th. v. Bakody und Hugo Schulz (siehe später) gelten kann, und der Geh. Obermedizinalrat Paul Th. Eduard Kurtz in Dessau (1799—1878), ein Mann von streng wissenschaftlichem Geist, der sich um die Reform der Arzneiwirkungslehre bemühte, ihn hatte Griesselich 1847 in Dessau besucht. Auch der Wiener Kreis um Philipp Anton Watzke (12. Mai 1803 bis 1. Juli 1867), dem besonders Fleischmann (1799—1868), Hampe*, v. Zlatarovitsch († 1874)* und Georg Schmid* angehörten, und der seit 1844 eine eigene Zeitschrift „Österreichische Zeitung für Homöopathie“ herausgab, wurde durch Griesselichs Wirken befruchtet. Watzke lieferte besonders „Beiträge zu einem physiologischen Umbau der Hahnemannschen Arzneimittellehre“, bei denen er mit seinen Freunden in sehr gründlicher und übersichtlich aufgezeichneter Arbeit nicht nur zahlreiche Arzneimittel unter be-

* Nähere Lebensdaten konnte ich nicht feststellen.

sonderer Berücksichtigung physiologischer Gesichtspunkte prüfte, sondern auch genauen Bericht über all das, was von der jeweils geprüften Arznei bis zur Zeit der Niederschrift bekanntgeworden war, geben ließ. Die in der genannten Zeitschrift gesammelten Prüfungsergebnisse und Nachprüfungen zeichnen sich bis heute durch ihre kritische Exaktheit und ihre Gliederung in genauer bezeichnete Einzelergebnisse aus. Die Wiener konnten sich dabei auf die Untersuchungen des Professors an der Universität Leipzig, Joh. Christian Gottfried Jörg (24. Dez. 1779 bis 20. Sept. 1856), der erste, der nach Hahnemann Arzneiprüfungen anstellte, und auf Martins (22. Apr. 1809 bis 5. Dez. 1875) Prüfungen mit Studenten an der Universität Jena stützen.

Zum Schluß seien noch erwähnt der spätere Leibarzt der Königin Olga von Württemberg, einer hohen Gönnerin der Homöopathie, Professor Georg v. Rapp (2. Nov. 1818 bis 27. Nov. 1886), der im Jahre 1851 der Leitung der medizinischen Klinik in Tübingen wegen seiner homöopathischen Gesinnung enthoben wurde, und v. Grauvogl, Nürnberg (11. Febr. 1811 bis 31. Aug. 1877), der ein vielumstrittenes Schema der „oxygenoiden, carbonitrogenen und hydrogenoiden" Konstitution in seinem „Lehrbuch der Homöopathie"[56] aufstellte.

VI. Die wissenschaftliche Homöopathie im Auslande seit der Mitte des 19. Jahrhunderts

In Schweden[57] hielt Göran Wahlenberg (1780—1851) in Uppsala, „tertius in cathedra Linnaeana" wie auf seinem Grabstein steht, von 1826 bis zu seinem Tode Vorlesungen über das System Hahnemanns. Sein hervorragender Schüler war P. J. Liedbeck (1802—1876), Prosektor der Anatomie in Uppsala und später praktischer Arzt in Stockholm; weiter ist Nyman (1816—1882), Professor für Syphilidologie in Stockholm, als Anhänger der Homöopathie zu nennen.

In Italien hat sich vor allem der bekannte Psychiater Cesare Lombroso (16. Jan. 1836 bis 19. Okt. 1909) für die Homöopathie eingesetzt.

In Böhmen ist besonders Elias A. Altschul (8. Apr. 1812 bis 16. Juli 1865) aus Prag als Dozent für praktische und theoretische Homöopathie an der Universität Prag zu nennen, der 1858 sein „Systematisches Lehrbuch der theoretischen und praktischen Homöopathie" herausgab und der mit seinen Theorien über ein „Polarisationsgesetz" als Vorläufer von Arndt-Schulz und F. Hueppe (s. u.) gelten kann. Außerdem wäre Theodor Kafka (11. Sept. 1846 bis 29. Juni 1902) in Prag und Karls-

bad zu erwähnen, dessen Vater J. Kafka* von 1872 bis 1876 Herausgeber der „Allgemeinen Homöopathischen Zeitung“ war.

In Frankreich[58] wurde die Homöopathie im Jahre 1830 durch den Graf Des Guidi (5. Aug. 1769 bis 27. Mai 1863)[59] eingeführt. Einer ihrer bedeutendsten ärztlichen Vertreter war J. P. Tessier der Ältere (1811 bis 1862), ein Schüler des großen Chirurgen Dupuytren (1777—1835). Er veröffentlichte u. a. 1842 eine Arbeit über John Hunter und führte 1848 unter vielen Schwierigkeiten die Homöopathie im Krankenhaus Sainte-Marguerite in Paris mit großem Erfolge ein. Er gründete 1854 die Zeitschrift „L'art medicale“, die heute noch besteht, allerdings jetzt ohne Zusammenhang mit der Homöopathie.

Wichtiger noch wurde für die Lehre Pierre Jousset (1818—1910), ab 1873 Schriftleiter der „L'art médicale“. Er veröffentlichte ein „Mémorial de thérapeutique homoeopathique“[59a], drei Bände Vorlesungen über Homöotherapie: „Leçons de clinique médicale“, der Niederschlag seiner Erfahrungen als leitender Arzt des 1871 gegründeten homöopathischen Krankenhauses „St. Jacques“ zu Paris, zusammen mit anderen eine Arzneimittellehre „Traité élémentaire de matière médicale experimentale et de thérapeutique positive“ und eine Studie „Die Grundgesetze der Therapie“[59b], in welcher er schreibt: „Man kann sagen, daß heute die Mehrzahl der Schüler Hahnemanns den Mantel der Sektierer, welchen man ihnen umgehängt hatte, abgestreift haben, daß sie wieder eingetreten sind in die traditionelle Wissenschaft, unter Anerkennung des Hippokrates ihres Lehrers und des großen Pasteur als Fortpflanzers des Ähnlichkeitsgesetzes“[60]. Sein Sohn Marc Jousset (1852—1920) war Präsident der „Société Française d'Homoeopathie“.

Durch ein ihn überzeugendes Erlebnis wurde A. Imbert-Gourbeyre (1818—1912) in Clermont-Ferrand zur Homöopathie geführt. Er beobachtete die Beschwerden der Arbeiterinnen in der Konfitüren-Industrie nach dem Schälen bitterer Orangen. Das Einatmen der ätherischen Öle der Bitterorangen (Citrus sinensis Risso) bei dieser Arbeit rief eine Reihe nervöser Erscheinungen, wie Kopfschmerzen, Neuralgien, Ohrensausen, Beklemmungen, Magenschmerzen, nächtliche Erregung, Schlaflosigkeit, ja selbst epilepsieähnliche Krämpfe hervor. Dabei war der Stoff, der diese Symptome erzeugte, Hauptbestandteil zweier damals sehr populärer Mittel, des Orangenblütenwassers und der Orangenblätter, die zur Bekämpfung gerade solcher oder ähnlicher Beschwerden gebraucht wurden. Imbert-Gourbeyre wurde durch diese Beobachtung Anhänger Hahnemanns. Näheres Stu-

* Nähere Lebensdaten konnte ich nicht feststellen.

dium überzeugte ihn gänzlich von der Richtigkeit der Ähnlichkeitslehre. Da er im gleichen Jahre (1852) außerordentlicher Professor (Professeur suppléant) an der École de médicine in Clermont-Ferrand wurde, hatte er Gelegenheit, in Wort und Schrift für die Homöopathie einzutreten. Sechs Jahre lang war er Arzt am dortigen „Hôtel-Dieu", dann wurde er 1858 ordentlicher Professor der Therapie und Arzneimittellehre, als welcher er dreißig Jahre, bis 1888, wirkte. Als er sich 1862 um den gleichen Lehrstuhl in Montpellier, wo die Fakultät bereits zwanzig Jahre früher Risueno d'Amador die Einführung der Homöopathie verbot, bewarb, wurde er, seiner Einstellung wegen, einstimmig abgelehnt. Seine zahlreichen Schriften wirkten sich immerhin dahin aus, daß es mit durch seine Lehrtätigkeit im Jahre 1860 in Paris fast 300 homöopathische Ärzte gab, zu welchem Erfolge zwar auch Hahnemanns früheres Wirken dort beigetragen hatte.

Weiter sind aus Frankreich zu nennen: Léon Simon* (Vater), der ab 1835 unter der duldsamen Regierung des „Bürgerkönigs" Louis-Philippe in Paris „Leçons de médecine homoeopathique" abhalten durfte, während die Revolutionsregierung von 1848, die doch die „Freiheit" bringen sollte, die Abhaltung dieser Kurse verbot und Sieffert*, der eine Arzneimittellehre „Formulaire de thérapeutique positive" herausgab, wobei wie auch bei Jousset das Bestreben, das Wort „homoepathique" durch „positive" zu ersetzen, bemerkenswert ist. Die Familien Tessier und Jousset stellen auch heute noch homöopathische Ärzte in Frankreich.

In Holland lebte Stefanus Jacobus van Roijen, Rotterdam (30. Aug. 1828 bis 15. Dez. 1909), ein Schüler und Anhänger Th. v. Bakodys.

In England gab R. E. Dudgeon (1820—1904) „Vorlesungen über Theorie und Praxis der Homöopathie" (London 1854) heraus, in denen er sich gegen die Prüfungen mit unnötig hohen Potenzen wendet. Vor allem ist aber der sehr bekannte Richard Hughes, London und Dublin (1836—1902), als sorgfältiger Wissenschaftler zu nennen. Seine mehrbändige „Cyclopaedia of Drug Pathogenesy" enthält eine umfassende Sammlung von Vergiftungsbildern, Berichten über Arzneiwirkungen usw. und der Ergebnisse zahlreicher Arzneiprüfungen bis zur 12. Dezimalpotenz herauf. In seinem „Manual of Pharmacodynamics"[60a] veröffentlichte er seine Vorlesungen über homöopathische Arzneimittellehre auf den Kursen des Londoner homöopathischen Krankenhauses, in dem „Manual of Therapeutics" gibt er eine Homöotherapie und in der zehnbändigen „Encyclopaedia of pure materia medica", die der Amerikaner T. F. Allen (1837—1902) herausgab, prüfte er alle Zitate Hahnemanns in dessen Arzneimittellehre nach

* Nähere Lebensdaten konnte ich nicht feststellen.

und sicherte sie nach den ursprünglichen Quellen, wobei er sich energisch gegen den „Augiasstall“ der damals gebräuchlichen, ungeordneten Arzneimittellehren wandte.

Nach Amerika wurde die Homöopathie durch Constantin Hering (1. Jan. 1800 bis 23. Juli 1880), einem Schüler Hahnemanns und überzeugten „Hahnemannianer“ eingeführt. In Oschatz in Sachsen geboren, lernte Hering 1820 als Student Hahnemann kennen. Bald wurde er sein eifrigster Anhänger. 1827 wanderte er nach Amerika aus und wurde dort auf Grund seiner ärztlichen Erfolge Leibarzt des Statthalters von Holländisch-Guayana. Nach einem kurzen Besuch in der Heimat, mit der er stets in regem Briefwechsel gestanden hatte (1833), kehrte er nach Amerika zurück und ließ sich in Philadelphia als homöopathischer Arzt nieder. Schon 1835 gründete er in Allentown, 50 km nördlich Philadelphia, die „Nordamerikanische Akademie für homöopathische Heilkunst“, die erste homöopathische Lehranstalt der Welt, die aber nach kurzer Zeit infolge eines Bankkrachs einging. Sie ist für uns Deutsche insofern von Interesse, als sie eine der zwei Ärzteschulen der Vereinigten Staaten war, an denen die Vorlesungen in deutscher Sprache abgehalten wurden. 1848 eröffnete er dann in Philadelphia das „Homöopathic Medical College“, aus dem sich später das jetzt noch bestehende „Hahnemann Medical College“ entwickelte (zur Zeit über 250 Studenten, als eigene Kliniken das Hahnemann Hospital mit 592 Betten, eine Kinderklinik mit 300 Betten, eine Frauenklinik mit 200 Betten und die homöopathische Staatsirrenanstalt Allentown mit 1429 Betten). Bis 1869 wirkte Hering dort als Professor der Arzneimittellehre.

Wenn Hering auch der Homöopathie in Amerika zu großem Aufschwung und weitester Verbreitung verhalf, so konnte er doch seiner ganzen orthodoxen Einstellung nach die unbegrenzten Übertreibungen vieler seiner Nachfolger nicht verhindern. Die großen Auswirkungsmöglichkeiten brachten aber auch eine Reihe streng wissenschaftlicher arbeitender Forscher hervor. Genannt seien nur Conrad Wesselhoeft der Ältere (1834—1906), der, in Weimar geboren, Abiturient des Nicolaigymnasiums in Leipzig war und 1856 auf der Havard-Universität promovierte, seit 1873 Professor der homöopathischen Arzneimittellehre an der Universität in Boston; dann Edwin Hale (1829—1899), Professor an der homöopathischen Fakultät in Chicago, der sich besonders um die Aufnahme der amerikanischen Heilpflanzen in den homöopathischen Heilschatz verdient und in seinen Werken „New Remedies in Homoeopathic Practics“ und „Practics of Medicin“ sehr viele wertvolle Arzneimittel der Forschung zugängig gemacht hat; und von modernen Wissenschaftlern: Albert Euclid Hinsdale

(1881—1924), ein Sohn des Professors für innere Medizin an der homöopathischen Fakultät in Cleveland, Wilbert Hinsdale*; er promovierte 1906 in Michigan und war von 1914 bis 1922 Professor für Arzneimittellehre und Homöopathie auf der Staatsuniversität in Ohio; und der in der Zusammenarbeit mit deutschen homöopathischen Ärzten neuerdings besonders hervorgetretene Boyd*, früher Leiter der homöopathischen Laboratorien der homöopathischen Universität Michigan, seit 1927 Professor für innere Medizin, Pharmakologie und Homöotherapie an der anderen rein homöopathischen Ärztehochschule der USA., dem „New York Homoeopathic Medical College" und schließlich Th. H. McGavack*, Professor für Homöopathie an der Staatsuniversität von Californien.

In Ungarn[61] war anfangs die Homöopathie während längerer Zeit nur heimlich zu betreiben, da eine bereits am 16. November 1809 in Wien herausgegebene kaiserliche Order das homöopathische Heilverfahren für die ganze Monarchie verbot. Das Jahr 1831, in dem sich während der schweren Cholera-Epidemie die neue Heilweise glänzend bewährte, brachte einen Umschwung der öffentlichen Meinung, der schließlich am 4. April 1837 zur Aufhebung des Verbotes führte. Dabei war bereits im Jahre 1820 in Großwardein eine homöopathische Heilanstalt für Geisteskranke eingerichtet, der 1833 ein kleines Krankenhaus in Günz im Eisenberger Komitat folgte, während etwa zur gleichen Zeit im Somogyer Komitat beschlossen wurde, das homöopathische Heilverfahren in allen Krankenhäusern des Komitats einzuführen.

Durch die hervorragenden und gebildeten Ärzte, die sich sehr früh schon für die Homöopathie einsetzten, wurde ihr eine große Anhängerschaft besonders im maßgebenden Adel gewonnen, während der größere Teil der Ärzteschaft ablehnend blieb. So sehen wir, daß später auf Wunsch des Abgeordnetenhauses eine Lehrstätte an der Pester Universität gegen den Widerstand der medizinischen Fakultät eingerichtet wird. Doch davon weiter unten.

Als einer der ersten bekannte sich Josef v. Bakody (1795—1845), der seit 1822 in Raab praktizierte, zur Homöopathie. Als es ihm 1831 während der Cholera-Epidemie gelang, 96% seiner Patienten zu retten, worüber er selber in seinem „Authentischen Bericht über die glücklichen Erfolge der homöopathischen Heilmethode in der asiatischen Cholera" im Allg. Anzeiger der Deutschen[62] berichtet, sandten ihm die Bewohner von Raab ein öffentliches Dankschreiben. Er siedelte 1836 nach Pest über, wo er bis zu seinem Tode tätig war.

---

* Nähere Lebensdaten konnte ich nicht feststellen.

In Pest lebte damals (1836) der schon mehrfach erwähnte Josef Attomyr (1807—1856), der dann 1844 die Homöopathie in Preßburg einführte. Im Jahre 1826 war Paul Balogh v. Almás (1794—1867) aus Deutschland, wo er Hahnemann kennengelernt und sein begeisterter Anhänger geworden war, nach Budapest zurückgekehrt und eröffnete eine große Praxis, der hauptsächlich der Adel zuströmte. Im Jahre 1830 wurde er zum Mitglied der Academie der Wissenschaften ernannt und 1836 sogar Redakteur der Academie-Zeitschrift „Tudománytár" („Wissenschaftliches Magazin"). Als Mann von umfassender Bildung, als vielseitiger Schriftsteller und als eifriger Vorkämpfer sozialer Reformen erwarb er sich auch im Auslande hohes Ansehen.

Im Jahre 1838 wurde in Gyöngyös ein homöopathisches Krankenhaus unter der Leitung von Horner (1808—1891) eröffnet, das großen Zulauf hatte.

Nach Aufhebung des Verbotes, als sich die Homöopathie in Ungarn immer weiter ausdehnte, fehlte es nicht an Versuchen, die Errichtung eines Lehrstuhles an der Universität zu erreichen, aber sowohl 1844 als auch 1848 scheiterten sie an der aufgewühlten politischen Lage, obwohl die eingereichten Gesuche durch die Regierung nicht ungünstig beschieden wurden. Erst als auf Veranlassung Theodor v. Bakodys [des Sohnes Josef v. Bakodys], über den im nächsten Abschnitte ausführlicher berichtet wird, am 28. Dezember 1865 ein Verein der homöopathischen Ärzte gegründet und am 2. Juli 1867 eine Poliklinik in Budapest durch ihn eröffnet wurde, kam man dem erstrebten Ziele näher. So konnte am 12. Dezember 1871 Franz v. Hausmann (1811—1876), der seit 1841 in Budapest als homöopathischer Arzt tätig war, und der seine Lebensaufgabe darin sah, zu dem Erfahrungsbeweise der Gültigkeit des Ähnlichkeitsgesetzes den experimentellen Beweis am Tier herbeizuführen[63], seine Vorlesung über homöopathisch-pathologische Experimentalforschung und am 5. Mai 1873 Th. v. Bakody die seine über vergleichende homöopathische Pathologie und Therapie auf einem zweiten Lehrstuhl eröffnen. Hausmann las bis zu seinem Tode im Jahre 1876, Bakody bis zum Übertritt in den Ruhestand im Jahre 1904. Beide Lehrstühle wurden nicht neu besetzt, da der schon erwähnte Widerstand der medizinischen Fakultät so weit ging, daß den Hörern der Besuch der homöopathischen Vorlesungen untersagt wurde. Das führte schließlich zum fast völligen Fehlen des Nachwuchses, so daß nach Bakodys Tode jahrelang kaum ein homöopathischer Arzt in Ungarn mehr zu finden war.

Von 1866 bis 1875 erschien die Zeitschrift „Hasonszenvi Lapok" („Homöopathische Blätter"). 1876 wurde das Selbstdispensieren der homöo-

pathischen Ärzte gesetzlich erlaubt, 1895 bis 1900 erschien die Zeitschrift „Homöopathia“ unter Leitung von Bakodys.

An Krankenhäusern gab es in den 70er Jahren in Budapest drei, nämlich das 1860 eröffnete homöopathische Krankenhaus „Bethesda“ einer deutschen Gemeinde unter Bakodys Leitung, das 1870 gestiftete „Elisabethinum“ in der Franzenstadt, das unter dem Protektorat der Kaiserin Elisabeth stand unter Leitung Franz v. Hausmanns und später seines Sohnes Roland Hausmann, und schließlich eine homöopathische Abteilung im St. Rochus-Spital, ebenfalls unter Bakodys Aufsicht.

Als Kuriosum sei erwähnt, daß im Jahre 1867 der homöopathische Arzt Szentkirályi, auch ein Mitbegründer des homöopathischen Vereins, Oberbürgermeister von Budapest wurde, ein Zeichen für das Ansehen, das homöopathische Ärzte damals genossen.

VII. Theodor v. Bakody

Theodor v. Bakody ist neben Griesselich wohl die bedeutendste Gestalt der wissenschaftlichen Homöopathie. Wir finden in Waplers „Erinnerungen an Dr. Theodor v. Bakody“[64] die lebendige Schilderung seiner Persönlichkeit auf Grund eines Besuches bei ihm in Budapest. Mit eifernder, glühender Liebe hing er an der „Deutschen Medizin“, wie die Homöopathie nach Wapler[64a] wohl auch im Auslande genannt wird, und arbeitete an ihrer wissenschaftlichen Fundierung und an ihrem Ausbau auf Grund der großen wissenschaftlichen Fortschritte des 19. Jahrhunderts. Sein Hauptbestreben ging darauf, die Homöopathie auf moderne naturwissenschaftliche Grundlagen zu stellen. Er führte den Ausdruck „Kausal-spezifisches Heilmittel“ ein und verstand darunter die Organspezifität der Arzneien, für die Ehrlich später den Ausdruck „Organotropie“ prägte, die aber schon Hahnemann entdeckt und mit zur Grundlage seiner Lehre gemacht hatte und die Hugo Schulz in Greifswald mit „spezifischer Organtherapie“ bezeichnete. Wichtig sind außerdem seine Definition des Heilgrundsatzes „Similia similibus“ mit folgenden Worten[65]:

„Nach der kombiniert induktiv empirischen Methode Hahnemanns werden, gemäß den entsprechenden genetischen Phasen der inneren Krankheitsprozesse, (in relativ kleinen Dosen) solche Heilmittel in Anwendung gebracht, die im kranken Organismus dieselben Gewebe spezifisch (direkt örtlich) berühren, in welchem sie als Arzneimittel (in relativ größeren Dosen), dem gesunden Organismus experimentell ingeriert, ähnliche pathologisch-physiologische und histologische (d. h. mikroskopisch-gewebliche) Veränderungen hervorzurufen vermögen.“

und die Basierung der Methode Hahnemanns auf folgende vier Fundamentalprinzipien:

1. Die experimentale Prüfung mit einem einzigen Arzneimittel an gesundem Tier- und Menschenorganismus; und zwar in stufenweise angewandter Gabengröße mit Würdigung aller, selbst der sublimsten funktionellen, pathologisch-physiologischen, pathologisch-histologischen, chemischen und toxischen Veränderungen.

2. Das allseitig genaue genetische (entwicklungsgeschichtliche) Vergleichen dieser Veränderungen mit den ihnen ähnlichen, aus einer hypothetischen Krankheitsursache entstandenen Veränderungen bei den natürlichen Krankheiten.

3. Die Anwendung nur eines einzigen Heilmittels für therapeutische Zwecke, und zwar nach dem aus dem Experiment am gesunden Organismus abgeleiteten Ähnlichkeitsgesetz im Sinne kausalspezifischer Gewebseinwirkung gemäß den verschiedenen genetischen Phasen der entsprechenden Gewebserkrankungen.

4. Die Anwendung des kausalspezifischen Heilmittels in einer dem therapeutischen Zwecke entsprechenden Form und Menge, die jede pathognomische (krankmachende) * Nebenwirkung auf den gesunden Organismus ausschließt.

Zur Erreichung der therapeutischen Zwecke stellte er außerdem im Gegensatz zu den „Hochpotenzlern" nur sechs Stufen der Dezimalskala auf, von denen die erste 0,1 Gramm Heilstoff, die sechste 0,000 001 Gramm enthielt. Er behauptete ferner, das Experiment der künstlichen Arzneikrankheiten müsse auf der Cellularpathologie fußen und forderte Anerkennung dafür, daß der Grundgedanke des Hahnemannschen Organons deutlich aussage, daß nicht Homöopathen im engeren Sinne, sondern Ärzte zu bilden seien, die ein richtiges Heilverfahren am rechten Orte anzuwenden wissen. Die biologisch-medizinische Heillehre Hahnemanns sei keine Universaltherapie.

Als er diese Ansichten als Präsident der 44. Tagung des Homöopathischen Zentralvereins am 10. August 1876 in Budapest in seiner Eröffnungsrede „Die naturwissenschaftliche Methode der homöopathischen Schule"[66] vortrug, erregte er heftiges Aufsehen, denn bis dahin war insbesondere der Tierversuch nur selten angewandt und die Begrenzung der Dosen auf die Dezimalpotenzen 1 bis 6 in so apodiktischer Form noch nie gefordert worden. Auf die vielfachen folgenden Angriffe antwortete Bakody mit seiner Schrift: „Zur Verständigung noch einmal: ‚Noumenorum** non datur scientia'"[67]. Später sagte er selbst:

„Diese Reform-Ideen haben gute Früchte getragen. So beginnt man z. B. an der Universität Greifswald seit fünf Jahren, wie dies aus der Broschüre ‚Aufgabe und Ziel der modernen Therapie' von Dr. Hugo Schulz[68] ersichtlich ist, die Lehre Hahnemanns im Sinne dieser Reform-Ideen vorzutragen"[69].

---

* Heute bezeichnet man mit „pathognomisch" ein absolut charakteristisches Symptom, das eine Differentialdiagnose ermöglicht.

** „Noumen" ist in der Platonischen Philosophie die Bezeichnung für „Das Ding an sich".

Seine in diesem Sinne gehaltenen Vorlesungen als Professor der vergleichenden homöopathischen Pathologie und Therapie gaben der naturwissenschaftlich-kritischen Richtung neuen Aufschwung und führten ihm selbst Schüler und Anhänger, so u. a. van Roijen aus Holland, der längere Zeit Assistent bei ihm war, Erneste Nynens aus Belgien, Oberholzer aus Zürich, und aus Deutschland Jaeger, Wapler und Stiegele, den späteren Leiter des homöopathischen Krankenhauses in Stuttgart, zu.

Aus Bakodys Lebensgang sei kurz nachgetragen: er wurde am 5. Mai 1825 zu Raab als Sohn des vorerwähnten Josef v. Bakody geboren. Von 1850 bis 1854 studierte er in Wien Medizin, nachdem er vorher drei Jahre in Pest und Leipzig sich mit philosophischen und juristischen Studien befaßt und sich literarisch betätigt und in den Freiheitskämpfen von 1848 als Kapitän und persönlicher Adjutant des Oberbefehlshabers General von Görgey mitgekämpft hatte. Nach seiner Promotion im Jahre 1854 und mehreren Auslandsreisen ließ er sich in Lemberg als Arzt nieder und habilitierte sich dort als Dozent für „Naturheilkunde". Obwohl durch seinen Vater bereits mit der homöopathischen Lehre bekannt, ließ er sich durch die buchstabengetreue hochpotenzlerische Therapie seines Schwiegervaters G. A. Schréter (1803—1864) [69a], eines guten Freundes seines Vaters und strenggläubiger Anhänger Hahnemanns, den jener, wie aus einem vielfachen Briefwechsel hervorgeht, in der Steigerung der Potenzen noch übertraf (bis zur 40000. mit angeblich monatelanger Nachwirkung) abschrecken. Erst das zum Zwecke der Bekämpfung eingeleitete eingehende Studium der frühen Werke Hahnemanns und zahlreiche eigene Versuche überzeugten ihn von der Brauchbarkeit einer gemäßigten Homöotherapie — ein Begriff, den er selbst zuerst in seinem späteren Sendschreiben an Virchow „Zur Reform der medizinischen Therapie" [70] prägt und vorschlägt. Bakody blieb bis zum Jahre 1861 in Lemberg, dann trieb ihn das Heimweh nach Ungarn zurück. Er war bei seinen Patienten so beliebt, daß er auf die Kunde der beabsichtigten Abreise hin förmlich belagert wurde und heimlich über die Hintertreppe entweichen mußte. Er ließ sich in Budapest nieder und wurde bald ein sehr gesuchter Arzt, der sein ganzes Ansehen für die Homöopathie einsetzte. Hauptsächlich seiner Initiative ist die Gründung des vorerwähnten homöopathischen Vereins in Ungarn zu danken, und er setzte es auch durch, daß nur diplomierte Ärzte ordentliches Mitglied werden durften und daß als Zweck der Gründung statutarisch festgesetzt wurde „Die Homöopathie als Wissenschaft und Kunst auszubilden, öffentliche Heilanstalten ins Leben zu rufen und ärztlich zu leiten".

Wenige Jahre später gelang es ihm, die Mitglieder des ungarischen Parlaments davon zu überzeugen, daß die Homöopathie ein Recht auf öffentliche Anerkennung habe. Seine starke Persönlichkeit hatte die maßgebenden Kreise des Adels so beeinflußt, daß sie die Errichtung der beiden Lehrstühle, deren einen Bakody erhielt, gegen den Willen der medizinischen Fakultät, die eine Minderung ihres Ansehens im Auslande befürchtete, wider die ablehnenden Gutachten des Reichssanitätsrates der Doppelmonarchie, ja gegen den Willen des zuständigen Ministers Baron v. Eötvös im Parlamente durchsetzten.

Bakody war aber auch anderweitig tätig. Er führte den systematischen Turnunterricht in Ungarn ein, er gründete eine biologische Gesellschaft Ungarns

mit einer angeschlossenen homöopathischen Sektion, die die wissenschaftlich tätigen Homöopathen umfaßte und dazu dienen sollte, einmal die Homöopathie auf eine breite, naturwissenschaftliche Basis zu stellen, zum anderen Forschern und Ärzten die Möglichkeit zu bieten, die Homöopathie wirklich kennenzulernen und objektiv zu prüfen. Von 1873 bis 1875 war er Redakteur der „Homöopathischen Blätter", er gründete 1866 das Krankenhaus „Bethesda" und leitete die homöopathische Abteilung des städtischen Allgemeinen Krankenhauses. 1882 gab er eine lehrreiche „Statistik der klinischen Lehranstalt im St.-Rochus-Spitale und des Krankenhauses ‚Bethesda' zu Budapest"[71] heraus, 1883 sein Werk „Hahnemann redivivus. Apologetische Analekten aus den Schriften des Dr. Samuel Hahnemann und das Wesentliche aus seinem Organon"[72], 1896 eine Arbeit „Der Phosphor"[73]. Im Jahre 1900 zog er sich von der Leitung der Krankenhäuser zurück, 1904 trat er als Professor in den Ruhestand und am 29. März 1911 starb er nach dreiwöchigem Krankenlager.

Der warme Nachruf eines Nicht-Homöopathen, des Chefredakteurs der Zeitschrift „Gyógyászat" (Heilkunde), Max Schaecher, stellt (nach der Übersetzung von Schimert) ausdrücklich fest: „Bakody suchte jene künstlich geschaffene Gegensätzlichkeit, welche zwischen der traditionellen ärztlichen Schule und der revolutionären Lehre Hahnemanns bestand und jahrzehntelangen erbitterten Kämpfen Nahrung gegeben hat, aus der Welt zu schaffen" und „Wenn der Name der Homöopathie Bakodys Laufbahn nicht in Fesseln geschlagen hätte, wäre er durch seine wissenschaftliche Botschaft über die Notwendigkeit der biologischen Forschung in Pathologie und Therapie an den Platz derer gerückt, welcher den Bahnbrechern der allerneuesten Richtung zukommt".

VIII. Aufschwung der Homöopathie in Deutschland
Das Lebenswerk Waplers

In Deutschland war es bald nach dem Tode Hahnemanns und seiner beiden Schüler und Gegenspieler, Moritz Müller und Griesselich, stiller um die Homöopathie geworden. Der Aufschwung der Wissenschaft, die Großtaten neuer Entdeckungen, das Überwiegen chirurgischer Anschauungen, der materialistische Glaube an gröbere direkte Eingriffs- und Heilungsmöglichkeiten ließ das Interesse besonders an der diffizilen medikamentösen Behandlungsweise der Homöopathie erlahmen. So wurden die Widerstände der Schulmedizin stärker und stärker; schließlich spottete man nur noch über Hahnemanns Lehre oder schwieg sie ganz tot. Wohl gab es noch eine große Zahl angesehener und tüchtiger homöopathischer Ärzte, aber sie wirkten mehr in der Stille. Genannt seien nur der Sohn Müllers, Clotar Müller (25. Aug. 1818 bis 10. Nov. 1877) in Leipzig, Bernhard Bähr (1828—1884) in Hannover, Leibarzt König Georg V und Verfasser eines vorzüglichen Lehrbuches der Therapie[112]

und Oskar Wislicenus (14. März 1827 bis 4. Aug. 1898) in Eisenach. Auch die homöopathische Laienbewegung lebte weiter und hielt eine treue Gemeinde beisammen, aber sie konnte das Fehlen überragender kämpferischer Köpfe unter der homöopathischen Ärzteschaft nicht ausgleichen. So schien die Bewegung zur Sekte zu werden und sich allmählich zu überleben. Erst als um das Jahr 1885 herum der Pharmakologe Hugo Schulz, Greifswald, begann, auf die Lehre Hahnemanns zurückzugreifen und Arzneiprüfungen am Gesunden systematisch zu erforschen, begann auch der langsame Wiederanstieg der wissenschaftlichen Homöopathie, der aber erst nach dem Weltkrieg, als so viele Ansichten erschüttert waren und überall eine geistige Wandlung Platz griff, voll zur Entfaltung kommen sollte.

Gerade die Zeit der achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit ihrem noch unerschütterten Glauben an ununterbrochenen sieghaften Fortschritt der Wissenschaft, da man meinte, auch über das Leben triumphieren zu können, da die hippokratische Seite der Medizin immer mehr zurückgedrängt wurde, war wohl die ungeeignetste zum Verstehen Hahnemannscher Gedankengänge. Trotzdem begann damals eine erhöhte Aktivität der homöopathischen Ärzte, und zwar durch das Wirken eines kämpferischen Mannes, des jungen Wapler in Leipzig.

Hans Heinrich Wapler war am 26. Oktober 1866 zu Burgheßler, Kreis Eckartsberga in der Provinz Sachsen, als Sohn des Ökonomie-Inspektors Wilhelm Wapler und seiner Frau Rosalie geb. Heffter geboren. Von 1879 bis 1885 besuchte er die Klosterschule Schul-Pforta, wo er den Grund zu seiner umfassenden humanistischen Bildung legte, und vollendete seine Schullaufbahn in Fürstenwalde a. d. Spree. Bis 1893 studierte er Medizin in Berlin, Halle und Leipzig. 1895 promovierte er mit einer Arbeit „Über Versuche durch Strychnin bei Tieren Immunität gegen Tetanus herbeizuführen“ [74], die bereits auf homöopathischen Gedankengängen über das Ähnlichkeitsprinzip fußte, ohne daß er das damals aussprechen durfte.

Im gleichen Jahre las er den Aufsatz v. Bakodys „Das Koch'sche Heilverfahren und die neuesten Fortschritte der medizinischen Wissenschaft“ [69]. „Dieser Aufsatz öffnete mir die Augen. Hier schrieb einer — das wurde mir von Zeile zu Zeile immer klarer —, der Hahnemann ganz verstanden hatte, und welcher mit sicherem Blick das Wesentliche seiner Lehre von dem Unwesentlichen und Irrtümlichen zu sondern vermochte, wie vor ihm vielleicht nur noch Paul Wolf und L. Griesselich“, schreibt Wapler später selber [75]. Dann bewarb er sich um die 2. Arztstelle an der Leipziger homöopathischen Poliklinik und trat den Posten am 10. August 1895 an. Damals bestand seit 1888 ein (zweites) homöopathisches Krankenhaus in

Leipzig — das erste von Moritz Müller gegründete war 1842 eingegangen —, und bereits nach vierjähriger Tätigkeit an der Poliklinik wurde Wapler als Leiter des Krankenhauses vorgeschlagen. Er trat diesen Posten am 8. Mai 1900 an, mußte ihn aber bereits am 1. November 1901 wieder aufgeben, da die Anstalt aus Mangel an Mitteln wiederum geschlossen wurde. Seit dem 16. Oktober 1901 bis zum heutigen Tage ist Wapler nun als erster Arzt der Leipziger Poliklinik unermüdlich tätig. —

Doch zurück zu dem Neunundzwanzigjährigen. Kaum ist Wapler in seine Stellung als Arzt der Poliklinik hineingewachsen, da beginnt er den Kampf um die wissenschaftliche Anerkennung der Homöopathie unter steter Bezugnahme auf die Lehren Bakodys. Am 10. April 1896 hält er einen ausführlichen Vortrag „Auf welche Weise lassen sich die Grundgedanken der Lehre Hahnemanns zur allgemeinen Anerkennung bringen?“[76], und etwa zur gleichen Zeit erscheint in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift ein Aufsatz von ihm: „Was versteht man heute unter der als ‚Homöopathie‘ bezeichneten Heilmethode“[77], der in einer Auseinandersetzung mit Geh. Medizinalrat Oscar Schwartz in Köln auf die „Achtzehn Thesen“ von Paul Wolf und auf die „Vier Fundamentalprinzipien“ v. Bakodys hinweist, die damals auch in den Kreisen der homöopathischen Ärzte vergessen oder fast unbekannt waren, und auf die Arbeiten von Rudolf Arndt[78] und Hugo Schulz[79], Greifswald, und Ferdinand Hueppe[80], Prag, als Wegbereiter zum Verständnis homöopathischen Denkens aufmerksam macht. Schwartz hatte sich gegen „Die Errichtung besonderer Lehrstühle für Naturheilkunde, Hydrotherapie und Homöopathie“[81] gewandt, und Wapler trat seinen Ansichten in den Spalten der gleichen Zeitschrift, einem Blatt, das sonst nur der Schulmedizin diente, entgegen. Schwartz antwortete in der gleichen Zeitschrift[82], aber eine erneute, ausführlichere Entgegnung Waplers: „Zur Verständigung noch einmal die Grundsätze der modernen wissenschaftlichen Homöopathie“[83], in der er zahlreiche Beispiele ungewollter Homöopathie (Homoeopathia involuntaria) der „Schule“ aufführte, wurde von der Schriftleitung zurückgewiesen, so daß er an anderer Stelle veröffentlicht werden mußte. Es zeigte sich wieder, wie wenig die offizielle Medizin geneigt war, einen wissenschaftlich denkenden Homöopathen anzuhören, eine Erfahrung, die Wapler später noch häufiger machen sollte, die ihn aber nie entmutigte.

Als Bakody die Rede Waplers in der Leipziger Populären Zeitschrift für Homöopathie las, ließ er sofort durch seinen Assistenten J. I. A. B. van Roijen einen ausführlichen Brief an die Redaktion schreiben, in dem er sich mit den Vorschlägen Waplers auseinandersetzt und seiner Freude

über die neuerliche Beachtung seiner Auffassungen in Deutschland, auf das er für die wissenschaftliche Begründung der Homöopathie die größten Hoffnungen setzte, Ausdruck gibt[84]. Seine ausgezeichnete Arbeit über den Phosphor fügte er bei. Bald darauf kam van Roijen auf der Heimreise nach Holland über Leipzig und übermittelte mündlich den Ärzten der Klinik und Poliklinik die Erfahrungen und Anschauungen Bakodys. Da auch er über einige zweifelhafte Punkte nicht Auskunft geben konnte, entschloß sich Wapler kurzerhand, den Meister selber aufzusuchen. Von diesem achttägigen Besuch im Oktober 1896 berichtet Wapler anschaulich in seinen „Erinnerungen an Dr. Theodor v. Bakody“[85]. Seit dieser Zeit ist er ein glühender Verehrer des großen Ungarn, der ihm in jenen acht Tagen am Krankenbett und im Gespräch die wertvollsten Anregungen und Kenntnisse vermittelte.

In jenem Jahre nimmt Wapler, auf seine Doktor-Dissertation zurückgreifend, noch in einem anderen Streit Stellung. Hahnemann hatte die von dem Leipziger Tierarzt Lux 1833 in Anlehnung an die Homöopathie begründete Lehre von der Isopathie[86] schroff abgelehnt, während schon damals eine Reihe seiner Freunde sie begeistert als Spielart der Homöopathie aufnahmen. Als R. Koch das Tuberkulin entdeckt hatte (1882), lebte der Streit wieder auf, und in den homöopathischen Zeitschriften erschienen zahlreiche Aufsätze über das Thema. In seiner Schrift „Über Isopathie und Homöopathie, ihr Wesen und ihren wissenschaftlichen Beweis“[87] bringt Wapler wissenschaftliche Unterlagen für die Wirksamkeit der Isopathie. Gleichzeitig aber fordert er die paritätische Nachprüfung der Homöopathie durch die Wissenschaft in den Universitätskliniken, wofür er praktische Vorschläge, wieder mit Hinweis auf Bakody, macht.

Immer und immer wieder hat Wapler im Laufe der nächsten Jahrzehnte diese Forderung erhoben. Er bedauert später selber, daß er beim Auf- und Ausbau der homöopathischen Forschungs- und Heilmethode „nur zu oft die Maurerkelle mit der Streitaxt vertauschen“ mußte[88]. So sehen wir ihn seine Forderungen vorerst hauptsächlich polemisch vortragen, wobei er aber nie vergißt, positive Wege aufzuzeigen und wissenschaftliche Beispiele anzuführen.

Den nächsten Anlaß für die wissenschaftliche Anerkennung der Homöopathie öffentlich aufzutreten, bot ihm die abfällige Kritik, die anläßlich der Besprechung des Kurpfuschereiverbotes am 7. Mai 1897 im preußischen Abgeordnetenhause Rudolf Virchow, an der Homöopathie und an den homöopathischen Ärzten übte. Wapler veröffentlichte am 1. September 1897 im Korrespondenzblatt der ärztlichen Kreis- und Bezirksvereine im Königreich Sachsen eine Entgegnung „Die Stellung der Homöopathie zur Schul-

medizin“[88a], in der er wieder auf Bakody und auf Hugo Schulz verweist, und wobei er es in dem gleichfalls abgedruckten Anschreiben an die Schriftleitung begrüßt, „daß jetzt die Gelegenheit geboten sei, sich mit der Schulmedizin zu verständigen und aus der schiefen Stellung herauszukommen, in die die homöopathischen Ärzte nun einmal den anderen Ärzten gegenüber infolge der eigenthümlichen geschichtlichen Entwicklung der Homöopathie geraten sind“. Der Aufsatz erschien als Sonderabdruck unter der Überschrift „Die Homöopathie in ihrer jetzigen Gestalt, wie sie an der Pester Universität gelehrt wird“. Kurz vorher hatte Wapler den gleichen Anlaß benutzt, um in einer Rede auf der geschäftlichen Sitzung der 65. Generalversammlung des Homöopathischen Zentralvereins zu Berlin am 9. August 1897 „Zur Frage der Werbung für unsere Sache in den Kreisen der Schulmedizin mit Beziehung auf die vom Berliner Verein homöopathischer Ärzte verfaßte Aufklärungsschrift: ‚Die Homöopathie in Theorie und Praxis‘“[89] seine Ansichten zu entwickeln und gegen die genannte Schrift, die im Entwurf vorlag, zu protestieren, da sie ihren Zweck der Werbung in dieser Form nicht erfüllen könne. Seine praktischen Gegenvorschläge bringen wieder reichliches Material zur Geschichte der naturwissenschaftlich-kritischen Richtung der Homöopathie und die Wiedergabe der „Vier Fundamentalprinzipien“ Bakodys. Im Jahre 1910 bringt er in seiner Begrüßungsrede der 78. Generalversammlung des Zentralvereins am 10. August wiederum Anregungen zur Lösung dieser Aufgabe[90].

Als dann im Jahre 1905 eine kleine Schrift des Berliner Universitätsprofessors v. Hansemann erschien[91], in der die Homöopathie als ein Überbleibsel der mittelalterlichen „Dreckapotheke“ und sämtliche homöopathischen Ärzte als ehrlose Beutelschneider bezeichnet wurden, wandte sich Wapler in einem sehr scharfen „Offenen Brief“ gegen ihn[92]. Im Jahre darauf wendet er sich gegen eine Kritik einer Aufklärungsschrift des homöopathischen Arztes Kiefer[93] durch Geheimrat Harnack, Halle, in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift[94] und veröffentlicht seinen Briefwechsel mit ihm und dem Vorsitzenden des Deutschen Ärztevereinsbundes, Loebker[95]. Eine Unterredung mit letzterem klärte die Sachlage weiter und gab erneut die Gelegenheit, um die Möglichkeit wissenschaftlicher Nachprüfung der Homöopathie in den Universitätskliniken zu bitten. Im Jahre 1908 folgt der Bericht über den Erfolg eines Briefes an R. Kobert vom 10. Juni 1898[96]. Kobert hatte in der ersten Auflage seines Lehrbuches der Pharmakotherapie ablehnende und sich widersprechende Angaben über die Homöopathie gebracht. Jetzt in der zweiten Auflage waren die schlimmsten Stellen berichtigt.

In einer sehr gründlichen Arbeit aus dem Jahre 1911 „Geheimrat Erich Harnack und sein Lehrbuch der Arzneimittellehre oder Homöotherapie in

der Schulmedizin“[97] stellt Wapler mehr als 60 Beispiele unerkannter Homöopathie aus dem Lehrbuche des bekannten Pharmakologen zusammen, um dann eingehender auf Hahnemanns und Hufelands Schriften zu verweisen. Diese Arbeit zieht er 1925 in einer Auseinandersetzung in Briefen mit der Schriftleitung der Deutschen Medizinischen Wochenschrift über die Geeignetheit Harnacks als Gewährsmann in homöopathischen Fragen noch einmal heran[98].

Nochmals im Jahre 1922 sieht sich Wapler zur Veröffentlichung eines Briefwechsels, diesmal mit dem sonst so verehrungswürdigen Geheimrat A. v. Strümpell gezwungen[99]. Dieser hatte, als 1914 die im „Landesverein für Homöopathie im Königreich Sachsen“ zusammengeschlossenen homöopathischen Laienvereine dem Landtage eine Petition um Errichtung eines homöopathischen Lehrstuhles an der Landesuniversität Leipzig einreichten, die vom sächsischen Kultusministerium nacheinander bei der Leipziger medizinischen Fakultät angeforderten zwei Gutachten über die Homöopathie[100] derartig ablehnend und sichtlich fehlorientiert abgefaßt, daß eine Richtigstellung notwendig schien.

Doch nicht nur gegen die Schulmediziner, die die Homöopathie nicht gelten ließen oder sie ohne genügende Beweise herabsetzten, wandte sich Wapler in seiner kämpferischen, temperamentvollen Art, sondern auch gegen die Bestrebungen in den eigenen Reihen, die ihm dem wissenschaftlichen Ansehen der Homöopathie gefährlich zu werden schienen. Wir sahen ihn schon 1897 gegen eine ungeschickt abgefaßte Aufklärungsschrift des Zentralvereins Stellung nehmen, seine Auffassung setzt sich aber voll erst durch, als er von 1910 bis 1914 und 1922 in die Schriftleitung der Allgemeinen Homöopathischen Zeitung eintritt und für möglichst einwandfreie wissenschaftliche Veröffentlichungen sorgt. Er selbst schreibt 1924 eine Absage an die Augendiagnostiker[101] und eine sehr ablehnende Kritik über die Tagung des „Internationalen Homöopathischen Rates“ in Florenz[102]. 1926 verwahrt er sich gegen die irreführende Bezeichnung der Erfindung des italienischen Grafen Mattei als „Elektrohomöopathie“ und weist nach, daß sie mit der homöopathischen Heilweise nicht das geringste zu tun habe[103], und im gleichen Jahre gegen diejenigen, die als Hersteller oder Therapeuten die sog. „Komplexmittel“, d. h. unter besonderen Namen zusammengestellte mehrfache Arzneistoffe, die aber in dieser Zusammenstellung niemals am Gesunden geprüft wurden, als homöopathische Heilmittel bezeichnen[104].

Die größte Genugtuung war es für Wapler, daß am 6. November 1928 E. Bastanier seine Antrittsvorlesung als Dozent der Homöopathie an der Berliner Universität nach Errichtung des dortigen Lehrstuhles halten konnte,

wenn ihn auch das Fehlen einer Universitätsklinik mit ihren praktischen Vergleichsmöglichkeiten bekümmert. Immerhin sah er hier einen Wunsch erfüllt, für den er jahrzehntelang gekämpft hatte. Wies er doch schon im Jahre 1913 in einer den offiziellen medizinischen Zeitschriften vergeblich angebotenen Arbeit nach, daß die allein auf den Tierversuch basierte Forschungsmethode der schulmedizinischen Pharmakologie ein Torso bleiben müsse[105]. 1919 macht er in seiner Arbeit „Zur Frage der Vertretung der Homöopathie an den deutschen Hochschulen“[106] eine Reihe praktischer Vorschläge. Dolmetscher der Lehre Hahnemanns an der Universität für die Studenten könnten nur wirkliche Sachverständige, das wären allein die homöopathischen Ärzte, sein, erklärt er[106a] und fordert die für angehende Ärzte außerordentlich lehrreiche Arzneiprüfung am eigenen, gesunden Körper. Er weist auf die praktisch wichtigen Ergebnisse hin, die Robert Heinz in Erlangen mit Hilfe seiner Studenten bei Prüfungen mit Drosera-Extrakt am Gesunden gemacht habe[107].

1921 erscheint die schon erwähnte ausführliche Arbeit über Hufeland[12], 1922 eine Arbeit über die Geschichte des Ähnlichkeitsprinzips „Hippokrates-Paracelsus-Hahnemann“[108] und im Jahre darauf „Zum Geleit des neuen Jahrganges: Eine Betrachtung über das sog. Ähnlichkeitsgesetz des Hippokrates als heuristisches und über das biologische Grundgesetz von Arndt als ordnendes Prinzip in der Medizin“[109]. 1925 konnte in den „Ärztlichen Mitteilungen“ ein Aufsatz „Was muß der Mediziner von der Homöopathie und ihren ärztlichen Vertretern wissen, um selbständig urteilen zu können?“[110] als erste Frucht des kurz vorher erfolgten Vorstoßes Biers[1] erscheinen. Wapler weist darin nach, daß die Homöotherapie arzneiliche Reiztherapie, spezifische Organreiztherapie sei und empfiehlt das Stadium auch älterer homöopathischer Werke, so der Arbeit des O. Wislicenus, Eisenach[111] und des auch jetzt noch zu den besten zählenden Lehrbuches von B. Bähr[112].

Am Anfang des Jahres 1926 kann Wapler einen erfreulichen Rückblick „Homöopathie und Schulmedizin im Jahre 1925“[113] auf die Fortschritte der Eingliederung in die Gesamtmedizin geben, wobei er den „Versuch ... den von Bier aufs Anschlußgleis gehobenen und ins Rollen gebrachten homöopathischen Sanitätswagen auf das tote Gleis theoretischer Erörterungen zurückzuschieben“[114] zu erwähnen nicht vergißt. Er verweist in diesem Aufsatz u. a. auf den Bericht des Leiters der Jenenser Hautklinik, B. Spiethoff, über das Ergebnis seiner seit fünf Jahren unternommenen Versuche mit homöotherapeutischen Mitteln bei Behandlung der Hautkrankheiten[115], auf die zahnärztlichen Berichte[116] über zahnärztliche Homöo-

therapie — besonders nennt er die Arbeiten von Rebel, Göttingen[117] — auf die kleine Schrift von Diepgen[118] und auf die sachlichen Vorschläge von A. A. Friedländer[119], der sich ganz im Sinne Waplers für die Bildung einer wissenschaftlichen Kommission zum Studium der homöopathischen Fragen unter Teilnahme eines wissenschaftlich geschulten homöopathischen Arztes einsetzt.

Auch nach der anderen Seite, der der Fortbildung der homöopathischen Kollegen, bemüht sich Wapler weiter. In einem Vortrag auf dem Internationalen Homöopathischen Fortbildungskurse in Stuttgart 1928 „Betrachtungen über die Eingliederung der homöopathischen Forschungs- und Heilmethode vom Standpunkte der naturwissenschaftlichen Richtung“[120] beschäftigt er sich mit der Arzneimittellehre und schlägt die Schaffung einer „Pathologie der Arzneikrankheiten“ vor; in seiner „Begrüßungsrede zur Eröffnung der wissenschaftlichen Sitzung bei der Jahrhundertfeier des Deutschen Zentralvereins homöopathischer Ärzte in Leipzig am 10. August 1929“[121] setzt er sich für den hippokratischen Standpunkt der idealen Vereinigung homöopathischer und allopathischer Behandlung ein und betont, daß es eine Reihe sehr wertvoller und wichtiger, nichthomöopathischer Arzneimittel gäbe, von denen er auch, wie bekannt, in der homöopathischen Poliklinik Gebrauch macht, ohne es zu einer Vermengung der Heilgrundsätze kommen zu lassen. Als sich in jener Zeit der Vorwurf des „Verrates“ von seiten der „reinen Hahnemannianer“ gegen die naturwissenschaftlich-kritische Richtung erhebt, wendet sich Wapler in einem Vortrage in Frankfurt a. M. „Zur Frage der Krisis (perturbatio critica) im homöopathischen Lager“[122], gegen die Absonderungsbestrebungen und weist, wie vor ihm schon der in weiteren Kreisen auch als Buddhist bekannte Dahlke, Berlin-Frohnau, an der Hahnemannschen Psoralehre mit ihren generell wirkenden Mitteln die durch den Gründer sanktionierte Durchbrechung des „reinen“ Prinzips nach.

Waplers letzte größere Arbeit „Die Eingliederung der Homöopathie in die Gesamtmedizin. Ein Brief aus Leipzig an Herrn Geheimrat Bier als Antwort auf die Erörterungen über Hahnemann, die Homöopathie und Isopathie in der Münchener Medizinischen Wochenschrift von 1930“[123], zieht noch einmal das Facit aus seiner bisherigen Lebensarbeit, zeigt die großen Zusammenhänge der geschichtlichen Entwicklung auf und stattet den Dank der homöopathischen Ärzte für das verständnisvolle Eintreten des großen Chirurgen für die Homöopathie nicht mit schönklingenden Worten, sondern mit weiteren praktischen Hinweisen, Anregungen und Erläuterungen ab. Dieser klare und überlegene Brief zeigt den

Gleichklang und das Sichverstehen zweier wahrhaft humanistischer Ärzte, die das strengste wissenschaftliche Denken mit den hohen Einsichten einer zeitlosen Naturphilosophie zu vereinen wissen.

IX. Schluß

Der Überblick des vorangehenden Kapitels über das Lebenswerk eines an wichtiger praktischer Stelle stehenden homöopathischen Arztes, soweit es sich im Schrifttum ausdrückt, erschöpft selbstverständlich in keiner Weise die Geschichte der naturwissenschaftlich-kritischen Richtung der Homöopathie in den letzten Jahrzehnten, wenngleich dieses Lebenswerk in gewisser Weise typisch ist und daher einen ungefähren Anhalt geben mag. Es konnte im Rahmen dieser Arbeit nicht auf das in rein wissenschaftlicher Hinsicht oft noch fruchtbarere Schaffen anderer homöopathischer Ärzte, auf die grundlegenden Werke Hugo Schulz, Biers und seiner Schule, der bedeutenden anderen Pharmazeuten und Kliniker, die Versuche mit der Homöotherapie anstellten und Veröffentlichungen darüber herausgaben, noch auf die diesbezügliche reiche Literatur besonders der letzten zehn Jahre eingegangen werden. Genannt seien von wissenschaftlich arbeitenden deutschen Homöopathen nur: Alfons Stiegele, der Leiter des Stuttgarter homöopathischen Krankenhauses, E. Bastanier, der erste Dozent für Homöopathie an der Berliner Universität, E. Scheidegger, der Leiter des homöopathischen Krankenhauses in Basel, und die übrigen Mitherausgeber (Kiefer, Nürnberg, Heppe, Kassel, Aebly, Zürich, Donner, Berlin) und Mitarbeiter der „Allgemeinen Homöopathischen Zeitung", unter jenen besonders Karl Kötschau, der eine wichtige Wirkungstypenhypothese für biologische Einwirkungen aufgestellt hat. Ein zum Verständnis der geschichtlichen Abläufe grundlegendes Werk schuf der verstorbene Richard Haehl in seinen zwei Bänden „Samuel Hahnemann. Sein Leben und Schaffen"[3]. Sein Sohn Erich Haehl gab die „Geschichte des Deutschen Zentralvereins homöopathischer Ärzte"[38] heraus.

Im ganzen und großen ist noch zu sagen, daß vom wissenschaftlichen Standpunkt aus die Homöopathie in Deutschland am höchsten steht. Hier bedient man sich im allgemeinen der mittleren und tiefen, also in ihrer Wirkung wissenschaftlich erklärbaren Arzneipotenzen, während fast im gesamten Auslande, mit Ausnahme vielleicht Hollands und der deutschen Schweiz, hohe und höchste Potenzen, von der dreißigsten bis zur zehntausendsten, ja hunderttausendsten und mehr, benutzt werden. In Deutschland besteht seit Moritz Müller das Bestreben, auch den pathologisch-anatomischen, pathologisch-physiologischen und diagnostischen Standpunkt zu berücksichtigen und die Homöopathie wissenschaftlich zu erforschen

und der Gesamtmedizin einzugliedern, wie es diese Arbeit zu zeigen versucht hat. Wenn die Homöopathie des Auslandes dieser Selbstbeschränkung und Einordnung vorläufig ablehnend oder doch skeptisch gegenübersteht, so können wir auch hier mit Hufeland sagen:

„Die Zeit wird richten."

Anlage 1

Achtzehn Thesen für Freunde und Feinde der Homöopathie

als Erläuterungen der Grundlage dieser Heilmethode nach ihrem wahren Sinn und ihrer wissenschaftlichen Bedeutung von Dr. Paul Wolf, Dresden, entworfen und gutgeheißen von der Jahresversammlung des Homöopathischen Zentralvereins in Magdeburg am 10. August 1836

Die Grundgedanken dieser geschichtlich höchst bedeutsamen, bis auf den heutigen Tag noch anerkannten Sätze sind in kurzem Auszug die folgenden[124]:

1. Die Anerkennung des Ähnlichkeitsgesetzes: Krankheiten werden durch kleine Gaben derjenigen Mittel geheilt, die bei Gesunden, in großen Gaben, ähnliche Krankheiten zu erzeugen vermögen (Similia similibus curentur).

2. Die praktische Anwendung dieses Gesetzes bei der Heilung von Krankheitsfällen ist nach dem Urteil der allein maßgebenden ärztlichen Vertreter der Homöopathie keineswegs leicht: Niemand kann in wenigen Wochen oder Tagen homöopathischer Arzt werden.

3. Die Homöopathie besteht nicht in einer bloßen Vergleichung und Hebung der Symptome; sie macht den Besitz und Gebrauch ärztlicher Bildung keineswegs überflüssig, wie aus der Fassung einzelner Sätze des Organons geschlossen werden könnte.

4. Die Wahl des homöopathischen Heilmittels richtet sich nach der Gesamtheit der Symptome im weitesten Sinne dieses Ausdruckes. Er umfaßt nicht nur die Klagen des Kranken und die Ergebnisse der ärztlichen Untersuchung, sondern sämtliche pathologischen Gesichtspunkte zwischen dem Endpunkt der Gesundheit und dem gegenwärtigen Zustand in ihrer Folge, ihrer Dauer und ihren Übergängen.

5. Geistloses Vergleichen der Prüfungs- und Krankheitssymptome genügt nicht zur Heilung. Zwischen den Symptomen der Krankheit und des zu wählenden Heilmittels darf nicht bloß eine „äußere scheinbare Ähnlichkeit" vorhanden sein; das homöopathische Heilgesetz fordert die innere Übereinstimmung der natürlichen und der Arzneikrankheiten in bezug auf Sitz, Art und Charakter.

6. Die Symptome sind nicht die Krankheit selbst; nach dem Organon ist „die Gesamtheit der Symptome nur die dem Heilkünstler zugekehrte Seite, das nach außen reflektierende Bild des inneren Wesens der Krankheit". Bei Aufsuchung des homöopathischen spezifischen Heilmittels sind die „auffallenden, sonderlichen, ungemeinen und eigentlichen Zeichen vorzüglich und fast einzig fest ins Auge zu fassen. Der Arzt muß also den Wert der einzelnen Symptome und ihren ursächlichen Zusammenhang beurteilen können.

7. Die Auffassung Hahnemanns, das Wesen einer Krankheit sei unerkennbar, bezieht sich nur auf die rein dynamische, vitale Seite des Ursächlichen (die

causa proxima im strengsten Sinne), nicht auf die materiellen Veränderungen. Diese beachten wir genau, vergessen dabei aber nicht, daß die dynamische Seite die vorherrschende und für den Arzt auch die zugänglichste ist.

8. Die Homöopathie versteht wie jede andere Heilweise unter Heilung das dauerhafte, vollständige Verschwinden aller Krankheitserscheinungen; sie hält den Kranken erst für gesund, wenn die Krankheitserscheinungen dauerhaft verschwunden sind und weder Arzt noch Kranker ein krankhaftes Zeichen mehr wahrnehmen können. Sie heilt also tatsächlich causal „durch dauerhafte Hebung des gesamten Inbegriffs aller wahrnehmbaren Krankheitserscheinungen". Die Behauptung des Gegenteils beruht auf teils absichtlichem Mißverständnis, teils auf Unkenntnis; Hahnemann selbst hat sich hierüber in der Anmerkung zu § 7 des Organons ganz unmißverständlich ausgesprochen.

9. Das Wesen der Krankheit kann weder die ältere noch die neuere Schule zum Heilobjekt nehmen, da es beiden unbekannt ist. Aber die Homöopathie bemüht sich wie die ältere Schule, in erster Linie die Ursache zu ergründen und zu entfernen, sich aus der Aufnahme des Krankheitsbildes, aus der Würdigung der primären und sekundären Zustände und mit Hilfe der dem Arzte heute zur Verfügung stehenden Hilfsmittel einen möglichst tiefen Eindruck in das „innere Ursächliche" zu verschaffen. Immer aber bleibt sich die Homöopathie der einen Seite einer Causalkur, der Beziehung des Heilmittels zur Krankheit, deutlich bewußt.

10. Die Homöopathie ist kein symptomatisches Verfahren im Sinne der älteren Schule. Sie bekämpft nicht wie diese einzelne Krankheitserscheinungen mit Mitteln, die in gar keiner Beziehung zur Krankheit stehen oder gar dem Kranken nachteilig werden; sie fordert im Gegenteil die Gesamtheit der Symptome als einzigen, unbedingt nötigen Anhaltspunkt (Indikation) für die Mittelwahl.

11. Dem homöopathischen Arzt ist die Kenntnis der Anatomie, Physiologie, Pathologie und aller übrigen medizinischen Hilfswissenschaften so unentbehrlich, in manchen Fällen noch viel nötiger als dem Arzt der älteren Schule. Der Streit beider Schulen betrifft die Kenntnis der Arzneimittel und die Art ihrer Anwendung. Männer, die ohne Kenntnis der ärztlichen Vorbildung homöopathisch zu heilen unternehmen, erkennen wir nicht als Ärzte an, sondern halten sie für Dilettanten, wie sie das ältere Verfahren auch aufzuweisen hat.

12. Wenn Hahnemann sich bemühte, das Dunkel der chronischen Krankheiten und ihrer Ursachen zu erhellen und in seinen äußersten Schlußfolgerungen bis zur Theorie der Psora gelangt ist, so verdient er dafür weit eher Anerkennung als Spott. Denn neben manchem Unerweislichen enthält seine richtig verstandene Theorie auch viel Wahres. Und schließlich bleibt die Hauptsache, daß die Lehre von den chronischen Krankheiten und die Psoratheorie den Grundsatz similia similibus in keiner Weise erschüttern.

13. Ohne die Unvollkommenheiten und Mängel der bisherigen Arzneiprüfungen am Gesunden, der reinen Arzneimittellehre Hahnemanns und anderer Symptomenverzeichnisse zu verkennen, müssen wir an der Nützlichkeit der Prüfung an Gesunden zum Zweck der Erforschung der wahren Arzneikräfte festhalten. Die Prüfungsergebnisse sind uns übrigens zunächst nur Andeutungen, bei welchen Krankheitsformen das geprüfte Mittel jeweils zu versuchen sei, erst wiederholte gleichmäßige Erfolge erheben jene Andeutungen in den Rang von Anzeigen für den ferneren Gebrauch am Krankenbett.

14. Man kann zugestandenermaßen auch mit den gebräuchlichen Arzneipräparaten der älteren Schule in nicht ganz kleinen Gaben homöopathisch heilen. Erfahrungsgemäß sind aber Arzneien in verdünnter Form weit zweckmäßiger, in vielen Fällen ganz unentbehrlich. Daß selbst weitgetriebene Verdünnungen noch wirksam sind, wird von den homöopathischen Ärzten ohne Ausnahme als richtig anerkannt. Hahnemanns Erklärungsversuche für diese Tatsache mißbilligen wir nicht, betrachten sie aber auch nicht für bindend. Die Forderung Hahnemanns in seinem höheren Alter, daß die 30. Verdünnung die in allen Fällen passendste und genügende Gabe sei, und daß die Prüfung an Gesunden nur mit solch hohen Gaben vorzunehmen sei, lehnen wir ab. Wir erblicken in den Verdünnungen, wie ursprünglich Hahnemann selbst auch, lediglich eine Verkleinerung der Arzneikraft und stimmen seiner späteren Auffassung von der absoluten Krafterhöhung durch Weiterpotenzieren nicht bei.

15. Die Wirkungsdauer eines Mittels ist von seiner Natur, der Größe der Gabe, der vorhandenen Krankheit und der Eigenart des Kranken abhängig und läßt sich nicht im voraus bestimmen.

16. Im Bewußtsein der dem homöopathischen Heilverfahren noch anhaftenden Mängel und Unvollkommenheiten verwerfen wir nicht jedes andere Verfahren, halten auch nicht jedes Hilfs- oder Linderungsmittel der älteren Schule für schlechthin entbehrlich, wenn auch bei richtiger homöopathischer Behandlung gar oft für unnötig.

17. Hahnemann leugnet zwar die Naturheilkraft nicht, hält sie aber nicht überall für nachahmenswert und selten für ausreichend. Diese Ansicht Hahnemanns ist von den meisten homöopathischen Ärzten nie geteilt worden.

18. Die homöopathischen Ärzte müssen fordern, daß die neue Heillehre nach ihrem gegenwärtigen Standpunkte beurteilt werde. Sie hat sich über die Anschauungen Hahnemanns in seinem Organon hinaus entwickelt, und ihre ärztlichen Vertreter sind bei aller Verehrung für das Genie ihres Stifters und das Wesentliche seines Heilverfahrens nicht gewillt, ihre gesunde Weiterentwicklung der Autorität des Stifters oder den theoretischen Zweifeln und dem Spotte der Gegner zu opfern.

Anlage 2

Quellennachweise

[1] August Bier, „Wie sollen wir uns zu der Homöopathie stellen?“ Münch. Med. Wschr. (1925) Nr. 18 und 19.

[2] Druck und Verlag: Dr. Willmar Schwabe, Leipzig.

[3] Richard Haehl, „Samuel Hahnemann, sein Leben und Schaffen“. Schwabe, Leipzig (1922).

[3a] Ungedruckt.

[4] Leipzig, Druck von Karl Tauchnitz.

[5] Hufelands Journal, II (1796), St. 3 und 4.

[6] Hufelands Journal, XXII (1805), St. 3, S. 5 (N. J., XV).

[7] Dresden (1810) bei Arnold. Neu herausgegeben durch Haehl in sechster Auflage nach handschriftlicher Neubearbeitung durch Hahnemann. Schwabe, Leipzig (1921).

[8] Lipsiae sumtu Joan Ambros. Barthii, 2 Teile, VII und 269 S., VI und 470 S.

[9] Dresden (1811—1821), 6 Bände, bei Arnold.

[9a] Nähere Angaben bei Haehl, I, S. 413—426.

[10] „Leipziger Tageblatt" vom 3. Nov. 1832.

[11] Allgemeine Homöopathische Zeitung [Allg. Hom. Ztg.] (1833), 2, Nr. 1.

[12] Hans Wapler, „Hufelands Schriften über die Homöopathie und die Achtzehn Thesen von Dr. Paul Wolf". Schwabe, Leipzig (1921).

[13] Hufelands Journal, II (1796), St. 3, S. 391, und St. 4, S. 465.

[14] Hufelands Journal, III (1797), St. 1, S. 138—147.

[15] Hufelands Journal, IV (1797), St. 4, S. 727—761.

[16] Hufelands Journal, V (1797), S. 5—21.

[17] Hufelands Journal, V (1797), S. 22—51.

[18] Hufelands Journal, V (1797), S. 52—59.

[19] Hufelands Journal, XI (1801), St. 4, S. 5 (N. J., IV).

[20] Hufelands Journal, XII (1801), St. 2, S. 52 (N. J., V).

[21] Hufelands Journal, XIII (1801), St. 2, S. 152 (N. J., VI).

[22] Hufelands Journal, XXII (1805), St. 3, S. 5 (N. J., XV).

[23] Hufelands Journal, XXVI (1807), St. 2, S. 5—42 (N. J., XIX).

[24] Hufelands Journal, LXII (1826), St. 1, S. 29—60, und St. 2, S. 59—105 (N. J., LV).

[25] Hufelands Journal, LXII (1826), St. 5, S. 43—75.

[26] Mitgeteilt von Wapler, s. o. (S. 6).

[27] Hufelands Journal, LXII (1826), St. 1.

[28] Hufelands Journal (1830), Februar. Als Broschüre gedruckt, Berlin (1831) bei G. Reimer.

[29] Hufelands Journal, LXXVI (1833), S. 7—28.

[30] S. o. Wapler (S. 46).

[31] Veröffentlicht durch Dr. med. F. König, Lyss (Schweiz): „Die Anfänge einer naturwissenschaftlich-kritischen Richtung in der Lehre Hahnemanns und ihr erster Vertreter, Moritz Müller." Allg. Hom. Ztg., 177 (1929), Nr. 3, S. 291—292.

[32] Moritz Müller, „Zur Geschichte der Homöopathie". Leipzig bei Reclam (1837), S. 9—10.

[33] Brief an Hufeland, 1808, zit. bei Haehl, s. o. I, S. 73—74.

[34] „Die Homöopathie im Jahre 1836". Allg. Hom. Ztg., 8, S. 229.

[35] „Archiv für homöopathische Heilkunst" („Archiv"), I (1822), Heft 1.

[36] „Archiv", I (1822), Heft 1, S. 17—18.

[37] „Archiv", I (1822), Heft 1, S. 7—8.

[38] Erich Haehl, „Geschichte des deutschen Zentralvereins homöopathischer Ärzte". Druckerei der Firma W. Schwabe, Leipzig (1929).

[39] Moritz Müller, „Zur Geschichte der Homöopathie". Reclam, Leipzig (1837), S. 57.

[40] „Archiv", XVI (1836), Heft 1, besonders abgedruckt bei C. W. Reclam, Leipzig (1836).

[41] Allg. Hom. Ztg., 38, Nr. 3.

[42] Allg. Hom. Ztg., 38, u. ff.

[43] Siehe: F. König, Lyss (Schweiz), „Ludwig Griesselich, Zur 125. Wiederkehr seines Geburtstages am 9. März 1929", Allg. Hom. Ztg., 177 (1929), Nr. 1.

[43a] Chronik der Ludwig-Maximilians-Universität München für d. J. 1879/80, S. 6.

[43b] Bibliogr. Lexikon d. hervorragenden Ärzte, IV.

[44] Kleine botanische Schriften. 1. Teil (Gesammelte Aufsätze). I. Velten, Karlsruhe (1836).

[45] „Skizzen aus der Mappe eines reisenden Homöopathen". Ch. Th. Groos, Karlsruhe (1832).

[45a] Allg. Hom. Ztg., 178 (1930), Nr. 1, S. 124 ff.

[46] Siehe Skizzen, S. 45, S. 52—53.

[47] „Hygea", III, S. 321.

[48] Bei C. E. Kollmann in Leipzig (1835—1836).

[49] Karlsruhe (1848), Druck und Verlag von Malsch u. Vogel.

[50] Ursprünglich vier Hefte „Berliner Vorlesung über Glauben und Aberglauben in der Heilkunst", später etwas verändert in einem Band unter obengenanntem Titel herausgegeben. Ch. Th. Groos, Karlsruhe (1838/39).

[51] (1843) in der „Allgemeinen deutschen Bürgerbibliothek", herausgegeben von Andreé und Lewald.

[52] „Jugenderinnerungen eines alten Arztes", Stuttgart (1900), 8. Auflage, S. 408 ff.

[53] Bei Palm, Erlangen.

[54] Gießen (1836).

[55] Siehe den Aufsatz von F. König, Basel: „Die Reformbestrebungen in der Arzneiwirkungslehre um die Mitte des letzten Jahrhunderts und ihre besondere Förderung durch Wilhelm Reil." Allg. Hom. Ztg., 175 (1927), Heft 1, S. 40 ff.

[56] Nürnberg (1866), Verlag der Friedrich Korn'schen Buchhandlung.

[57] Siehe H. W. Sjögren, Sollefteå, „Die Homöopathie in Schweden 100 Jahre". Allg. Hom. Ztg., 174 (1926), Heft 1, S. 63 ff.

[58] Siehe H. Balzli, „Beginn offizieller Anerkennungen der Homöopathie in Frankreich". Allg. Hom. Ztg., 173 (1925), Heft 3, und „Bilder aus der Geschichte der Homöopathie in Frankreich". Allg. Hom. Ztg., 174 (1926), Heft 1, S. 20 ff., Allg. Hom. Ztg., 175 (1927), Heft 3, S. 200 ff.; sowie R. Haehl, „Samuel Hahnemann", Leipzig bei Schwabe (1922), I, S. 464; II, Anlagen 255 und 256, S. 514 ff. und S. 518 ff.

[59] Haehl, „Samuel Hahnemann", II, S. 516.

[59a] Eine Übersetzung nach der II. von Marc. Jousset und Henri Jousset verbesserten und vermehrten Ausgabe ist bei Dr. Madaus & Co., Radebeul-Dresden, erschienen.

[59b] Sämtlich bei J. B. Bailleres et Fils, Paris.

[60] Zitiert nach Wapler, „Hufelands Schriften über die Homöopathie". Schwabe, Leipzig (1921), S. 89.

[60a] London (1912), Leath & Both, 6th Edition.

[61] Melitta Schmiedeberg, „Geschichte der homöopathischen Bewegung in Ungarn". Allg. Hom. Ztg., 178 (1930), Nr. 1, S. 87 ff., und Nr. 2, S. 210 ff.

[62] Allg. Anzeiger der Deutschen (1831), Nr. 321.

[63] C. Bojanus sen., „Dr. Franz Hausmanns kleine Schriften", Leipzig (1895), und Hausmann, „Über die Ursachen und Bedingungen der Krankheiten", Leipzig (1867).

[64] Allg. Hom. Ztg., 161 (1913).

[64a] Desgl., S. 21.

[65] Zitiert in der Fassung, welche ihr v. Bakody im Jahre 1891 in seiner Veröffentlichung „Über das Koch'sche Heilverfahren", Allg. Hom. Ztg., 122 (1891), gegeben hat.

[66] Internationale homöopathische Presse, VIII, S. 458. Allg. Hom. Ztg., 93, S. 89. Sonderabdruck Leipzig bei Schwabe (1877).

[67] Leipzig (1877) bei Schwabe.

[68] Leipzig (1890), Verlag von Georg Thieme.

[69] „Das Koch'sche Heilverfahren und die neuesten Fortschritte der medizinischen Wissenschaften". Budapest (1891), S. 22ff.

[69a] Siehe Haehl, „Hahnemann", II, S. 509.

[70] Separatabdruck aus der „Zeitschrift des Berliner Vereins homöopathischer Ärzte". Berlin (1882), nachgedruckt in der Allg. Hom. Ztg., 173 (1925), Nr. 1.

[71] Leipzig, Schwabe (1882).

[72] Leipzig, Schwabe (1883), enthält eine Reihe verstreuter Aufsätze Hahnemanns im Neudruck.

[73] Mitgeteilt von J. I. A. B. van Roijen, Zeitschrift des Berliner Vereins homöopathischer Ärzte, XV (1896), S. 214 und 245.

[74] Leipzig (1895), Druck von Alexander Edelmann.

[75] „Erinnerungen an Dr. Theodor v. Bakody", Allg. Hom. Ztg., 161 (1913).

[76] Allg. Hom. Ztg., 132 (1896), und Leipziger Populäre Zeitschrift für Homöopathie (1896), Nr. 9 und 10.

[77] Dt. Med. Wschr. (1896), Nr. 18.

[78] Rudolf Arndt, „Das Nervenerregungs- beziehentlich biologische Grundgesetz und die Therapie", Berl. Klin. Wschr. (1888), Nr. 44.

[79] Hugo Schulz, „Aufgabe und Ziel der modernen Therapie". Sonderabdruck aus der Dt. Med. Wschr. (1890), Nr. 1—4.

[80] Ferdinand Hueppe, „Naturheilkunde und Schulmedizin". Sonderabdruck aus der Zs. für soz. Med. (1895), S. 11.

[81] Dt. Med. Wschr. (1896), Nr. 13.

[82] „Nochmals zur Frage der Errichtung eines besonderen Lehrstuhls für Homöopathie". Dt. Med. Wschr. (1896), Nr. 21.

[83] Allg. Hom. Ztg., 132 (1896), Nr. 5/6.

[84] Nachgedruckt in Dr. Wapler, „Erinnerungen an Dr. Theodor v. Bakody". Allg. Hom. Ztg., 161 (1913), S. 6ff.

[85] Allg. Hom. Ztg., 161 (1913).

[86] „Die Isopathik der Contagiorum oder: alle ansteckenden Krankheiten tragen in ihrem eigenen Ansteckungsstoff Mittel zu ihrer Heilung". Leipzig, bei Kollmann (1833).

[87] Sonderabdruck aus der Zeitschrift des Berliner Vereins homöopathischer Ärzte (1896), Heft 1.

[88] „Homöopathie und Schulmedizin im Jahre 1925". Allg. Hom. Ztg., 173 (1925), Nr. 1, S. 11.

[88a] Korrespondenzblatt d. sächs. ärztl. Kreis- und Bezirksvereine, Nr. 5 (1897).

[89] Erschienen in der Zeitschrift des Berliner Vereins homöopathischer Ärzte, XVI, Heft 6.

[90] „Welche Krankheitszustände mit ihren zugehörigen Heilmitteln sind besonders geeignet, den Nichthomöopathen die Erfolge der Homöopathie ad oculus zu demonstrieren?“ Allg. Hom. Ztg., 158 (1910), Nr. 9, S. 305 ff.

[91] „Der Aberglaube in der Medizin und seine Gefahr für Gesundheit und Leben“. Leipzig, Teubner (1905).

[92] „Offener Brief an Herrn Dr. med. von Hansemann, Universitätsprofessor in Berlin“. Allg. Hom. Ztg., 152 (1905), Nr. 13/14.

[93] „Homöopathie, ein Wort zur Aufklärung und Abwehr“.

[94] Dt. Med. Wschr. (1906), Nr. 16.

[95] „Bericht des Propaganda-Ausschusses, erstattet auf der 14. Zentralvereins-Versammlung in München am 9. Aug. 1906“. Allg. Hom. Ztg., 153 (1906), Nr. 15/16.

[96] „Herr Prof. Dr. med. et jur. R. Kobert und die Homöopathie im Jahre 1897 und 1908“. Allg. Hom. Ztg., 156 (1908), Nr. 23/24.

[97] Leipzig, bei Schwabe (1911).

[98] „Der Hallenser Pharmakologe Erich Harnack in seinen Selbstoffenbarungen“. Allg. Hom. Ztg., 173 (1925), Nr. 4.

[99] „Geheimrat Professor Dr. A. Strümpell und die Homöopathie“. Allg. Hom. Ztg., 170 (1922), Nr. 3.

[100] Abgedruckt in der Märznummer der Allg. Hom. Ztg., 169 (1921).

[101] „Über Augendiagnose und Homöopathie“. Allg. Hom. Ztg., 172 (1924), Nr. 2.

[102] „Randbemerkungen zum Bericht über die Tagung des ‚Internationalen Homöopathischen Rates‘ in Florenz“. Allg. Hom. Ztg., 172 (1924), Nr. 2.

[103] „Die Elektrohomöopathie des italienischen Grafen Mattei als homöopathische Heilweise eine Irreführung“. Allg. Hom. Ztg., 174 (1926), Nr. 4.

[104] „Industrierittertum und Komplexhomöopathie“. Allg. Hom. Ztg., 174 (1926), Heft 1, S. 91/92.

[105] „Die Homöopathenfrage und der Weg zu ihrer Lösung nebst einem Nachwort in Briefen“. Kommissionsverlag bei G. Wittrin (Wittrin & Weise), Leipzig (1913).

[106] Allg. Hom. Ztg., 167 (1919), Nr. 11.

[106a] Desgl. S. 10.

[107] Robert Heinz, „Moderne Pharmakotherapie, Arzneimittel mit indirekter Heilwirkung“. Jahreskurse für ärztliche Fortbildung (1919), Augustheft.

[108] Allg. Hom. Ztg., 170 (1922), Nr. 1.

[109] Allg. Hom. Ztg., 171 (1923), Nr. 1.

[110] Erweiterter Sonderdruck aus Nr. 32 der „Ärztlichen Mitteilungen“ vom 15. Aug. 1925.

[111] Oskar Wislicenus, Eisenach, „Entwicklung eines wahrhaft physiologischen Heilverfahrens“. Leipzig (1860).

[112] B. Bähr, „Die Therapie nach den Grundsätzen der Homöopathie“. Leipzig (1862).

[113] Allg. Hom. Ztg., 174 (1926), Nr. 1.

[114] Ebendort, S. 4.

[115] Bericht in der Derm. Wschr. (1925), Nr. 40.

[116] M. Schwab, „Homöopathie in der Allgemeinmedizin und Zahnheilkunde“. Zahnärztliche Rundschau (1925), Nr. 48.

[117] Rebel, a) „Aktive Wurzelbehandlung", Dtsch. Zahnärztl. Wschr. (1923), Nr. 9 und 10, b) „Wurzelbehandlung und innere Therapie", Dtsch. Zahnärztl. Wschr. (1924), Nr. 5.

[118] „Hahnemann und die Homöopathie". Freiburg i. Br. (1926).

[119] A. A. Friedländer, a) „Irrungen und Wandlungen", Münch. Med. Wschr. (1925), Nr. 22, b) „Zur Frage der Homöopathie und Biochemie", Münch. Med. Wschr. (1925), Nr. 48, S. 2081.

[120] Ungedruckt.

[121] Allg. Hom. Ztg., 177 (1929), Nr. 4.

[122] Allg. Hom. Ztg., 178 (1930), Nr. 1.

[123] Allg. Hom. Ztg., 179 (1931), Nr. 1.

[124] Zitiert nach Haehl, „Samuel Hahnemann", II, S. 306—309.

Anlage 3

Namenregister

Aebly 38
Allen 23
Almás, v. 26
Altschul 21
Amador, Risueno d' 23
Arndt 21, 32, 36, 44
Arnold 19
Attomyr 18, 26
Bähr 30, 36, 45
Bakody, Josef v. 25, 26, 27, 28
— Theodor v. 20, 23, 26, 27, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 44
Balogh, v. Almás 26
Balzli 43
Bastanier 7, 35, 38
Bier 5, 6, 36, 37, 38, 41
Bojanus 43
Boyd 25
Buchner 17
Dahlke 37
Diepgen 37
Donner 38
Dudgeon 23
Dupuytren 22
Ehrlich 27
Eötvös, Baron v. 29
Fleischmann 20
Franz 8
Friedländer 37, 46
Gavack, Mc. 25
Geiger 18
Goethe 10
Görgey, v. 29
Grauvogl, v. 21
Griesselich 17, 18, 19, 20, 27, 30, 31
Groß 8, 15, 18
Guidi, Graf des 22
Haehl, Erich 16, 38, 42
Haehl, Richard 6, 38, 41, 42, 43, 44, 46
Hahnemann 5, 7, 8, 9, 10, 11, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 33, 35, 36, 37, 40, 41
Hale 24
Hampe 20
Hansemann, v. 34, 45
Harnack 34, 35, 45
Hartmann 8, 17, 18
Hausmann, Franz v. 26, 27, 34, 43
— Roland 27
Heinz 36, 45
Heppe 38
Hering 24
Herr 19
Herzog Ferdinand von Anhalt-Köthen 8
Hinsdale, Albert Euclid 24
— Wilbert 25
Hippokrates 7, 8, 22, 36
Hornburg 8
Horner 26
Hueppe 21, 32, 44
Hufeland 8, 9, 10, 11, 12, 13, 18, 35, 36, 39, 42
Hughes 23
Hunter 7, 22
Imbert-Gourbeyre 22
Jaeger 29
Jamm 18
Jörg 21
Jousset, Henri 43
— Marc 22, 23, 43
— Pierre 22, 23
Kafka, J. 22
— Th. 21
Kaiserin Elisabeth von Österreich 27
Kiefer 34, 38
Kirchleger 19
Kobert 34, 45
Koch 33
König 42, 43
König Georg V. von Hannover 30
König Louis Philipp von Frankreich 23
Königin Luise von Preußen 10
Königin Olga von Württemberg 21
Kötschau 38
Kramer 19
Kurtz 20
Kußmaul 20

Liedbeck 21
Loebker 34
Lombroso 21
Lux 33
Martin 21
Mattei, Graf 35, 45
Messerschmidt 10, 11
Müller, Clotar 30
— Moritz 13, 14, 15, 16, 17, 18, 30, 32, 38, 42
Noak 18
Nyman 21
Nynens 29
Oberholzer 29
Osann 10
Paracelsus 7, 8, 36
Pasteur 22
Pinel 6
Rapp, v. 21
Rau 12, 19, 20
Rebel 37, 46
Reil 6, 20, 43
Reubel 18
Ringseis 17, 18
Roijen, van 23, 29, 32, 33, 44
Roth 17, 19
Rückert 8
Rummel 10, 11, 17, 18
Schaecher 30
Scheidegger 38
Schiller 10
Schimert 30
Schmid, Georg 20
Schmiedeberg 43
Schréter 29
Schrön 17, 19, 20
Schulz 20, 21, 27, 28, 31, 32, 33, 38, 44
Schwab 46
Schwartz 32
Schwarzenberg, Fürst v. 13
Schweikert 14, 17, 18
Sieffert 23
Simon 23
Sjögren 43
Spiethoff 36
Stapf 8, 15, 18
Stiegele 29, 38
Strümpell, v. 35, 45
Szentkirályi 27
Tessier 22, 23
Trinks 18
Virchow 29, 33
Wahlenberg 21
Wapler 9, 13, 27, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 42, 43, 44
Watzke 20
Werber 19
Wesselhoeft, Conrad, sen. 24
Wich 19
Widnmann 12, 18, 19
Wislicenus, Oscar 31, 36, 45
— W. E. 8
Wolf, Paul 13, 17, 18, 19, 31, 32, 39
— v. 12
Zlatarovitsch, v. 20

Lebenslauf

Am 27. April 1898 wurde ich, Hans Otto Volckmar Bartels, zu Magdeburg in der Provinz Sachsen, als Sohn des Fabrikbesitzers und späteren Stadtrates C. Volckmar Bartels und seiner Ehefrau Erna geb. v. Heinrichshofen als drittes von sechs Kindern geboren. Ich bin evangelischer Konfession. Meine Jugend verbrachte ich zur Hälfte auf dem Gartenbesitz meiner Eltern in dem Soolbad Salzelmen. Ostern 1904 kam ich auf die Vorbereitungsschule in Magdeburg und Ostern 1907 auf das Reform-Realgymnasium ebendort. Als kurz nach Kriegsausbruch mein ältester Bruder im Felde fiel, meldete ich mich, knapp sechzehnjährig, als Kriegsfreiwilliger, wurde aber erst Anfang 1915 als Fahnenjunker beim Fußartillerieregiment „Encke“ (Magdeburgisches) Nr. 4 angenommen. Im März desselben Jahres bestand ich die Fähnrichsprüfung in Berlin mit „gut“. Von der Schule war ich mit Reife für die Prima entlassen. Im Juni 1915 kam ich als Unteroffizier ins Feld an die Ostfront. Ich nahm an der Eroberung Kownos und am Vormarsch über Wilna teil. Im Oktober wurde ich zum Fähnrich und im Februar 1916 zum Leutnant ernannt. Im Winter 1916/17 besuchte ich die Feldkriegsschule Kowno, wo ich an schwerem Paratyphus B erkrankte. Im Herbst 1917 kam meine schwere Feldhaubitzenbatterie an die Westfront und wurde bei Arras eingesetzt.

An der Märzoffensive 1918, an den Stellungskämpfen bei Douai und Ypern und an den Rückzugskämpfen bis zum Waffenstillstand nahm ich unverwundet, zum Teil als Führer der Batterie, in vorderster Linie teil. Nach Beendigung des Rückmarsches meldete ich mich unverzüglich beim Heimatschutz in der „Deutschen Schutzdivision", nahm u. a. an den Straßenkämpfen in Berlin als Führer einer leichten Batterie teil und gehörte der neugebildeten Reichswehr bis zum Ende des Jahres 1919 an. Auf Grund der Reichswehrdienstzeit wurde mir die Reifeprüfung erlassen. Ich bin Inhaber des Eisernen Kreuzes erster und zweiter Klasse.

Auf Wunsch meines Vaters bereitete ich mich anschließend zur Übernahme der väterlichen Zichorienfabrik vor. Ein Jahr lang lernte ich in Hamburg auf der Bank, dann war ich bis Ende 1924 in Berlin im Metallhandel tätig. Vier Semester lang hörte ich dort Philosophie und Nationalökonomie auf der Friedrich-Wilhelm-Universität. Da die väterliche Fabrik am Ende der Inflation verkauft werden mußte, konnte ich den mir wenig zusagenden Beruf als Kaufmann aufgeben. Ich trat Anfang 1925 als Schriftleiter in die Redaktion der Stahlhelmzeitung ein und erwarb mir dort die Mittel zum Studium der Medizin, das mich seit Jugend an gelockt hatte. Ostern 1927 konnte ich das Medizinstudium in Berlin beginnen, wo ich bis zum Staatsexamen blieb. Im Herbst 1929 bestand ich die ärztliche Vorprüfung.

Mehrere Reisen führten mich nach Ungarn, Italien, Island und Frankreich. Im Mai 1930 verheiratete ich mich mit Brigitte Rothe, Tochter des Geh. Oberregierungsrates im preußischen Landwirtschaftsministerium Robert Rothe und seiner Ehefrau Elisabeth geb. Spielberg.

Meinen Dank für die ärztliche Ausbildung schulde ich vor allem den folgenden Herren Professoren und Dozenten:

Bier, Sauerbruch, v. Bergmann, His, Fick, Wilhelm und Paul Trendelenburg, Kopsch, Wellmann, Czerny, Wagner, Stöckel, Hahn, v. Eicken, Gocht, Rößle, Ricker, Magdeburg, Wichmann, Magdeburg, Schönenberger und Bastanier. — Herr Dr. Bastanier und Herr Geheimrat Professor Dr. Bier bin ich für die Betrauung mit dieser Arbeit dankbar. Herrn Dr. Bastanier, seinem Assistenten Dr. Donner und Herrn Prof. Dr. Diepgen außerdem für die große Mühe, die sie sich mit der Erteilung von Ratschlägen gegeben haben und für die große Hilfe bei der Materialbeschaffung. Die Arbeit habe ich ohne fremde Hilfe geschrieben.

Das Staatsexamen bestand ich mit „Gut" im Januar 1933. Anschließend verbrachte ich das Praktische Jahr im Augusta-Hospital vom Roten Kreuz in Berlin unter Anleitung von Prof. Schlayer und in der Homöopathischen Universitäts-Poliklinik zu Berlin. Approbiert wurde ich am 7. August 1933.